

1. Technikbewertung und Moralpragmatismus

1.1 Technikfolgenabschätzung (TA) als angewandte Ethik

1.1.1 Die moralphilosophische Bewertung technischen Handelns

Die moralische Relevanz technischen Handelns

„Es ist keine Kultur bekannt, die ohne technische Gerätschaften auskommt“ (OTT 2005: 570). Was aber konkret unter ‚Technik‘ zu verstehen ist, ist keineswegs trivial zu definieren. In der neuzeitlichen Bedeutungsprägung wird zunächst auf das altgriechische *τέχνη* zurückgegriffen. Dabei geht es „immer ... um ein regelgeleitetes, sachverständiges, also an bestimmtes Wissen gebundenes praktisches oder theoretisches Können“ (OTT 2005: 570). In der Moderne treten zunehmend auch die hierauf bezogenen Werkzeuge und Verfahren in den allgemeinen Bedeutungsmittelpunkt von ‚Technik‘. In wissenschaftlichen Definitionen wird dieser Bedeutungsaspekt teilweise gesondert als ‚Realtechnik‘ bezeichnet und als unpersönliche, insbesondere auf die Wirtschaft bezogene Apparate, Werkzeuge und Verfahren bestimmt (RITTER u. a. 1998: 940–941; 947). Nach Konrad Ott wird Technik, veranlasst durch deren immer stärkere Prägung des Alltags, letztlich zunehmend als gegenständlich aufgefasst:

„Wer eine Hütte bauen will, macht zunächst eine Axt, wer ein Stück Kleidung herstellen will, macht eine Nadel. Diese technischen Umwege werden immer länger und bilden allmählich eine neue ‚Welt‘, eine eigene Sphäre: die ‚Technosphäre‘, die auch gegenüber den Menschen objektive Gestalt annimmt.“ (OTT 2005: 570)

Neben einer solchen stetigen Verlängerung der technischen Umwege scheint es aber zudem plausibel anzunehmen, dass auch der sich stetig beschleunigende Wandel der technischen Artefakte und Handlungsweisen im individuellen wie gesellschaftlichen Leben die Objektivierung von Technik stark beeinflusst. Insbesondere durch die ständige Veränderung dieser Artefakte und Verfahren treten verschiedene Techniken dem Menschen nicht als quasi-natürliche, über Generationen hinweg beständige Bedingungen menschlichen Lebens gegenüber – auch im Mittelalter lebten Menschen inmitten technischer Artefakte –, sondern konfrontieren ihn *als Technik*, das heißt als eine sich ständig wandelnde, auf zweckgerichtetes Können bezogene dingliche Umwelt.

Hannah Arendt (2003: 161–164) hat einen ähnlichen Gedanken ausgeführt, indem sie die Beständigkeit, Verlässlichkeit und Gegenständlichkeit der menschlichen Umwelt mit dem technisch-kunstvollen Herstellen von Artefakten in Verbindung bringt, die die Spanne eines Lebens zum Teil weit überdauern können. Dem ständigen Werden und Vergehen der Natur wird so eine gewisse Stabilität entgegengesetzt. Durch immer neue technische Entwicklungen, wie auch durch

den immer stärkeren Einbruch von kurzlebigen Konsumgütern in diese stabilisierte Umwelt, verändere sich dies aber grundlegend, sodass das Prozesshafte auch in den technischen Artefakten immer stärker die Aspekte Dauerhaftigkeit und Gegenständlichkeit des technischen Herstellens ablöst (ARENDDT 2003: 150–160).¹

Zum Begriff ‚Technik‘ wird heute – wohl unter dem Einfluss des englischen *‘technology’* – oftmals synonym auch der Begriff ‚Technologie‘ gebraucht (LENK 1971: 133). Wie Stephan Meier-Oeser (1998: 959) schreibt, wird dabei in der frühen Neuzeit zunächst die spätantike Bedeutung von *τεχνολογία* als Lehre bzw. Terminologie einer bestimmten Kunst (insbesondere der Rhetorik und Grammatik) wieder aufgegriffen. Technologie wäre somit, im Gegensatz zur Technik, „stets nur ein Aussagesystem“ (LENK 1971: 133–134). Analog zum Begriff ‚Technik‘ verschiebt sich auch bei ‚Technologie‘ die Bedeutung immer stärker in Richtung der handwerklich-praktischen Künste und wird damit letztlich zur „Idee einer Wissenschaft der materiellen Produktion“ bzw. zu einer „Lehre von den technischen Verfahren bei der Herstellung von Produkten“, die sich bis in das 20. Jahrhundert durchhält (MEIER-OESER 1998: 959–960). Auf den heute im allgemeinen Sprachgebrauch immer seltener gemachten Bedeutungsunterschied zwischen ‚Technik‘ und ‚Technologie‘ baut auch Hans Lenk auf, wenn er angesichts der „innigen Verflechtung“ von „Wissenschaft, Technik und Industrie“ diagnostiziert, wir befänden uns in einer Situation des Wandels vom „technischen Zeitalter“ zum „technologischen Zeitalter“, in der unsere Alltagswelt nicht nur durch immer neue technische Artefakte geprägt ist, sondern einer „optimierenden Organisation zielgerichteter Transformationsprozesse“ unterliegt (LENK 1971: 7; zit. nach RITTER u. a. 1998: 960).

Dies wird auch in dieser Arbeit in den Abschnitten 2.2 und 2.3 bei der näheren Betrachtung der Fluggastkontrolltechniken deutlich werden: Industriell produzierte Apparate, klar definierte Kontrollprozeduren, deren Kombination zu systemischen Kontrollprozessen sowie die jeweils zugrundeliegenden Theorien sind in der Tat auf das innerste verflochten und einer ständigen Optimierungsbestrebung unterworfen. Dadurch ist es letztlich unmöglich geworden, spezifische Techniken von umfassenderen Technologien trennscharf zu unterscheiden. Ich werde bei der Beschreibung der Techniken der Fluggastkontrolle zwar gelegentlich explizit theoretische und terminologische Exkurse machen, ansonsten aber die Begriffe ‚Technik‘ und ‚Technologie‘ – dem derzeitigen Sprachgebrauch folgend – synonym gebrauchen. Als ‚Fluggastkontrolltechniken‘ werde ich damit sowohl prozedural vorstrukturiertes, wissensgeleitetes Handeln bezeichnen, wie auch die dabei zur

¹ Vergleiche hierzu auch folgende Stelle: „Die Umwelt des Menschen ist die Dingwelt, die Homo faber ihm errichtet, und ihre Aufgabe, sterblichen Wesen eine Heimat zu bieten, kann sie nur in dem Maße erfüllen, als ihre Beständigkeit der ewig-wechselnden Bewegtheit menschlicher Existenz standhält und sie jeweils überdauert, d.h. insofern sie nicht nur die reine Funktionalität der für den Konsum produzierten Güter, sondern auch die bloße Nützlichkeit von Gebrauchsgegenständen transzendiert“ (ARENDDT 2003: 211).

Anwendung kommenden Werkzeuge und Apparaturen, insofern diese für den Zweck der Fluggastkontrollen eingesetzt werden. Wo zum besseren Verständnis dienlich, werde ich dann explizit auf vorausgesetzte theoretische Konzepte und auf zur Anwendung kommende Optimierungsstrategien verweisen.

Als moderner Begründer einer spezifisch *philosophischen* Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Technik gilt Ernst Kapp mit seinem 1877 erschienen Werk *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, wobei sich dieser, wie auch in der Folge viele weitere Autoren, insbesondere auf anthropologische Technikdeutungen fokussiert (RITTER u. a. 1998: 964). Neben solchen eher theoretisch orientierten Fragestellungen ist Technik, wie Ott betont, aber immer auch ein Problem der praktischen Philosophie:

„Gleichwohl bleibt all das, was dem Menschen als sog. Realtechnik objektiv entgegentritt, Erzeugnis anderer Subjekte (deren Zwecke, Absichten, Interessen etc.). In dieser allgemeinen Struktur: Subjekt–Technik–Kosubjekt ist die Notwendigkeit einer normativen Rechtfertigung technischer Handlungen pragmatisch impliziert.“ (OTT 2005: 570)

Ott widerspricht damit im Kern einer Reihe von Thesen, welche in ihren verschiedenen Varianten unter dem Label ‚Technikdeterminismus‘ zusammengefasst werden können. Ihnen ist gemein, dass sie Technik-Entwicklung bzw. den Technik-Einsatz explizit außerhalb moralischer Kategorien stellen. Zum einen gilt dies für den sogenannten technischen Imperativ: „Aus dem Können folgt das Sollen ... Je mehr Handlungsmöglichkeiten die Menschen durch Technik gewinnen, desto mehr sollten sie ausführen, um ihre technische Macht real zu etablieren“ (LENK & ROPOHL 1993: 7). Freilich lässt sich diese Auffassung recht schnell als oberflächlich und naiv entlarven.

„Es bedürfte keiner Moral, wenn die Menschen alles, was sie können, auch tun sollten. So erweist sich der technologische Imperativ als Perversion jeglicher Moral, ja als die proklamierte Unmoral ... Gute Gründe dafür zu finden, warum man aus der Menge möglicher Handlungen nur ganz bestimmte Handlungen ausführen soll, ist schon immer die Kernfrage der Ethik gewesen.“ (LENK & ROPOHL 1993: 7)

Etwas mehr Tiefe gewinnt der Technikdeterminismus immerhin dann, wenn darauf verwiesen wird, dass moderne Gesellschaften durch eine Verselbstständigung der Technikentwicklung geprägt seien, deren Eigenlogik als ‚Sachgesetzhlichkeiten‘ gesellschaftspolitische Entscheidungsspielräume über Entwicklung und Einsatz von Techniken konsequent beschränken und letztlich überflüssig machen. Gerhard Prätorius bezeichnet diese Position, die er insbesondere Helmut Schelsky zuweist, als ‚technischen Determinismus im weiteren Sinne‘ und grenzt diesen vom ‚technischen Determinismus im engeren Sinne‘ ab, demzufolge das Voranschreiten technischer Entwicklungen *in sich* vorgezeichnet ist, also eine technische Innovation immer eine weitere, spezifische technische Innovation impliziert (PRÄTORIUS 2013: 28–29). Wie er ausführt, erweist sich der technische Determinismus im weiteren Sinne angesichts industrie- und organisa-

tionssoziologischer Forschung, die ebensolche Entscheidungsspielräume aufzeigt, letztlich aber als empirisch unhaltbar. Zudem blendet die These systematisch die Entstehungskontexte von Technik aus: So bleibt etwa unberücksichtigt, welche Motivationen und Leitbilder deren Entwicklung prägen. Techniken werden in ihrer Entstehung somit gewissermaßen als voraussetzungslos betrachtet (PRÄTORIUS 2013: 30–31).

Diese systematische Ausblendung wird nach Prätorius auch dann nicht überwunden, wenn man dem technischen Determinismus im engeren Sinne folgend annimmt, bestimmte technische Innovationen implizierten weitere Innovationen oder deren Implementierung in bestimmten Kontexten. Denn auch hier kann empirisch belegt werden, dass soziale Akteure sich zum Teil ganz bewusst dafür entscheiden, scheinbar überlegene Techniken nicht einzusetzen, etwa um ihre Interessen in anderen Bereichen zu schützen. Ähnliche empirische Gegenbefunde können auch für Theorien vorgebracht werden, die einen technischen Determinismus aufgrund eines marktökonomischen Nachfragesogs vertreten (PRÄTORIUS 2013: 31–32).

Dass sich eine umfassend deterministische Auffassung von technischen Entwicklungen letztlich als nicht haltbar zeigt, darf dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass technische Entwicklungen ganz offenbar Entscheidungsspielräume zu einem gewissen Grad einschränken und Pfadabhängigkeiten in der Entwicklung implizieren. Die Probleme, auf die der Technikdeterminismus in seinen verschiedenen Spielarten hindeutet, sind nicht erfunden. Allerdings lassen sich aus einer derart geschlossenen Auffassung von Technikentwicklung kaum noch produktive Lösungen für diese Probleme gewinnen.

Wie Ott ausführt, stimmen zumindest die meisten Philosophen auch grundsätzlich darin überein, „daß die These, Technik und Ethik seinen gegeneinander indifferent, falsch ist.“ Dies zeige sich schon allein darin, dass, wenn man Technik als Mittel zur Erreichung von Zwecken begreife, die Mittel-Zweck-Kette immer im Bereich der Werte ende:

„Irgendwann ... stößt diese Kette an ihr Ende, weil eine nochmalige Umformulierung des Zwecks (etwa Glück) zu einem Mittel in widersinnige Sätze mündet. Daraus folgt, daß es ein moralisch relevanter Kategorienfehler ist, die Technik zum letzten Zweck zu machen. Dies impliziert ein Verabsolutierungsverbot technischen Denkens und Handelns.“ (OTT 2005: 590–591)

Neben eine allgemeinere Technikphilosophie kann demzufolge also auch eine spezifischere ‚*Moralphilosophie* der Technik‘ treten, die sich diesem Bereich der Werte explizit zuwendet.

Wie Henryk Skolimowski betont, zielt der Einsatz und die Erforschung von Technologien – im Gegensatz zur empirisch-wissenschaftlicher Forschung – nicht so sehr auf die Gegenwart, sondern entwickelt Entwürfe einer möglichen Zukunft:

“To put it simply, in science we are concerned with reality in its basic meaning; our investigations are recorded in treatises ‘on what there is’. In technology we produce artifacts; we provide means for constructing objects according to our specifications. In short, science concerns itself with what is, technology with what is to be.” (SKOLIMOWSKI 1966: 374–375)

Aufgrund dieses *gestalterischen Bezugs auf die Zukunft* kann Technik überhaupt erst zum Gegenstand einer Ethik werden. Für die Aufgabe dieser Arbeit, der Entwicklung einer moralphilosophischen Methode zur Bewertung von Techniken der Fluggastkontrolle, ergibt sich hieraus eine erste fundamentale theoretische Voraussetzung, nämlich dass die Entwicklung und der Einsatz dieser Techniken grundsätzlich moralisch relevante Handlungsfelder sind, da beides durch benennbare Akteure in wesentlichen Aspekten mit Blick auf die Zukunft vor einem Werthorizont gestaltet werden kann.

Technikethik: Von der Kulturkritik zur Risiko- und Verantwortungsethik

Historisch betrachtet stand gerade in Deutschland die philosophische Beschäftigung mit Technik in der Zeit nach den beiden Weltkriegen zunächst ganz unter dem Eindruck der „Entfesselung technischer Destruktivkräfte, durch die moderne Zivilisationen einer technisch hochgerüsteten Barbarei zusteueren“ (OTT 2005: 581–582). So dominierten in der Technikphilosophie zunächst im weitesten Sinne kulturkritische Überlegungen, etwa Martin Heideggers 1961 publizierte Überlegungen zum ‚Ge-Stell‘, Arnold Gehlens und Helmut Schelskys Fortsetzung des Fortschrittsdenkens „unter skeptischeren Vorzeichen“ oder der Entwurf einer ‚negativen Dialektik‘ bei Autoren der Frankfurter Schule (OTT 2005: 582; 584–586). Stark vereinfachend ergibt sich hierbei ein Bild, das zum einen die Abwendung zumindest vom naiven Technikdeterminismus zeigt, hin zu einer Technologiekonzeption, die Werten und Entscheidungen unterliegt, zum anderen aber auch die Zurückweisung der um die Jahrtausendwende vorherrschenden utopischen Technikaffirmation (FRANSSEN u. a. 2013).

Gemein ist den Philosophien dieser kulturkritischen Perspektive allerdings, dass sie Technik und ‚Technisierung‘ zunächst und zumeist nur *in abstractum* betrachteten. Kritisch wird Technologie dabei insofern betrachtet, als sie vor allem als antihumanistisches Denkmuster oder als Ausdruck einer ungerechten Gesellschaftsordnung begriffen wird. Die normativen technikphilosophischen Debatten standen somit „unter politischen Vorzeichen“ (OTT 2005: 582–588). Für eine Bewertung spezifischer Techniken oder für einen Vergleich mit anderen technischen Lösungen, wie in dieser Arbeit beabsichtigt, bieten diese kulturkritischen Arbeiten demnach zunächst nur sehr begrenzt Ansatzpunkte.

Diese veränderte Haltung gegenüber technologischen Entwicklungen in der deutschsprachigen philosophischen Debatte schlug sich, wie Ott (2005: 589) dar-

legt, auch in der breiteren Öffentlichkeit nieder, vor allem im Zuge der Friedens- und Umweltbewegungen.² Argumentativ wurde hierbei oft auf die durch die Nukleartechnik möglich gewordene atomare Apokalypse verwiesen, ebenso auf Szenarien von nuklearen, biologischen oder chemischen Großunfällen oder auf die fortschreitende Umweltzerstörung.

„Man kann die Jahre nach der Kulturrevolte von 1968 als die erste Epoche betrachten, in der technikkritische Auffassungen auch in der breiten Öffentlichkeit Anklang fanden und dem Fortschrittsdiskurs Paroli bieten konnten.“ (OTT 2005: 589)

Methodisch und konzeptionell produktiv wurden diese technikkritischen Überlegungen insbesondere in der risikoethischen und verantwortungsethischen Debatte. Ganz allgemein versucht die Risikoethik individuelles und kollektives Handeln, das Unsicherheiten über Risikoanalysen adressieren soll, durch normative Reflexion anzuleiten:

„Ihre zentrale Frage lautet: ‚How safe is safe enough? – Welche Risiken dürfen wir anderen zumuten?‘ Auf der Ebene der Metaethik fragt sie nach den Chancen, für ein derartiges Maß Allgemeinverbindlichkeit zu beanspruchen.“ (BIRNBACHER 1996: 201)

Faktisch handelt es sich dabei nicht um eine Ethik mit einem spezifischen Bereich der Anwendung, wie etwa bei der Medizinethik, sondern sie adressiert allgemein die Fragen, wie in einer Situation der Ungewissheit ethisch begründbares rationales Handeln ermöglicht werden soll und wann ein ausreichendes Maß an Sicherheit, insbesondere im Sinne von Gewissheit, erreicht wird. Fruchtbar und zugleich problematisch für die Anwendung auf den Bereich der Fluggastkontrollen ist hierbei der Fokus auf Wahrscheinlichkeits-Kalküle.³ Derartige Ansätze eröffnen die Möglichkeit eines rationalen Umgangs auch mit nicht-alltäglichen Bedrohungen, was Angriffe auf die zivile Luftfahrt zweifelsohne sind. Allerdings lässt sich in der Risikoethik die Eintrittswahrscheinlichkeit eines Schadensereignisses typischerweise nicht eindeutig bestimmen. Risikoethische Ansätze greifen deshalb häufig auf ein sogenanntes Maximin-Prinzip zur Entscheidungsfindung zurück (RATH 2011: 69–79), bei dem der maximal mögliche Schaden in den Fokus der Bewertung gerückt und minimiert werden soll – was letztlich auf ein Konzept der ‚Katastrophenvermeidung‘ hinausläuft (NIDA-RÜMELIN 2005b: 872).

Risikoethische Ansätze erweisen sich im Kontext einer Ethik, die sich mit Fragen zur Gewährleistung von öffentlicher Sicherheit beschäftigt, aber schnell als problematisch, denn diese rücken nicht die entsprechenden *Sicherheitstechniken* ins Zentrum der Betrachtung. Stattdessen wird, um die Angemessenheit einer Si-

² Ropohl (2001: 11) datiert diese „normative Wende“ auf etwa 1970 und betont diesbezüglich das in der Öffentlichkeit aufkommende Bewusstsein davon, dass die fortschreitende Technisierung „nicht nur Probleme [löst], sondern ... mit unerwünschten Nebenwirkungen auch neue Probleme [schafft].“

³ Zur Thematisierung von Risikoabschätzungen und Wahrscheinlichkeitskalkülen für den Bereich der Fluggastkontrollen vergleiche auch meine Ausführungen in Abschnitt 2.3.

cherheitsmaßnahme bewerten zu können, zunächst von spezifischen Bedrohungsszenarien ausgegangen, deren Eintrittswahrscheinlichkeit sich nur sehr selten auch nur näherungsweise bestimmen lässt. Risikoethische Ansätze scheinen daher bei Sicherheitstechniken allgemein, aber auch bei Fluggastkontrollen im Speziellen, eine Strategie der Katastrophenvermeidung nahezulegen. Gerade dadurch können sie aber durch das Sammeln oder Entwerfen immer neuer Katastrophenszenarien selbst zum Aufdecken und ‚Versicherheitlichen‘⁴ immer neuer Bedrohungen beitragen.

In Bezug auf eine Bewertung von Techniken der Fluggastkontrolle wird dies recht gut deutlich. Gerade mit Blick auf die Anschläge vom 11. September werden die möglichen Folgen einer Flugzeugentführung für Individuen und Gesellschaft als derart katastrophal wahrgenommen, dass sie zunächst fast jede Sicherheitsmaßnahme zu rechtfertigen scheinen. Entsprechend wurden in der Folge immer neue Szenarien entworfen, wie Angreifer ein Flugzeug unter ihre Kontrolle bringen könnten – was dementsprechend jeweils auch die moralische Forderung nach einer Weiterentwicklung und Ausweitung der Kontrolltechniken implizierte. Folgerisiken, wie das massenhafte Eindringen in private Lebensbereiche der Passagiere, werden hierbei allerdings systematisch ausgeblendet, denn sie können angesichts der prinzipiell immer denkbaren katastrophalen Folgen einer Flugzeugentführung aus risikoethischen Überlegungen heraus nur schwer in den Blick genommen werden.

Zudem lassen sich der Eingriff in Freiheitsrechte und der potentielle Verlust von Leben kaum in einem abwägenden Kalkül gegeneinander aufrechnen. Wie Nicholas Rescher (1983: 18–23) zeigt, betrifft dieses Problem der ‚Inkommensurabilität‘ ganz grundsätzlich alle Arten der Risikoabschätzung. Im Bereich der öffentlichen Sicherheit spielen solche Gefahren für Leib und Leben jedoch eine besonders präzente Rolle, sodass sich dieses Problem hier in ganz besonderer Weise manifestiert. Ich werde auf dieses Problemfeld der beständigen Ausweitung von Sicherheitstechniken sowie auf die Eigenheiten von Risikoabschätzungen in Kapitel 2 noch genauer eingehen. An dieser Stelle kann jedoch festgehalten werden, dass risikoethische Ansätze aus der Technikethik für das Vorhaben dieser Arbeit nur teilweise zielführend sind.

Mit der Herausarbeitung des Zusammenhangs zwischen Risiken von Großtechnologien für die Zukunft von Mensch und Umwelt und einem sozialetischen Konzept der Verantwortung ist Hans Jonas in der breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Kurt Bayertz (1995: 3, 27) hat dabei darauf hingewiesen, dass der Begriff ‚Verantwortung‘ „seine steile Karriere erst vor wenig mehr als einem Jahrhundert antrat“, nämlich im Kontext der „Entstehung der modernen Tech-

⁴ Das politikwissenschaftliche Konzept der *securitization* (Versicherheitlichung) beschreibt einen diskursiven Prozess, bei dem die Ausweitung der Bereiche legitimen, staatlichen Handelns dadurch gerechtfertigt wird, dass eine Bedrohung der Sicherheit identifiziert wird, die staatliches Eingreifen notwendig macht (BUZAN u. a. 1998).

nik und ihre[r] flächendeckende[n] Anwendung im Zuge der industriellen Revolution“. Für die risikoethische Debatte ist wichtig, dass das normative Konzept der ‚Verantwortung‘ seine gesellschaftspolitische Dimension insbesondere über den Charakter der *Vorsorge* bzw. der *Prävention negativer Folgen* gewinnt – unabhängig davon, ob diese Folgen intendiert oder ungewollt verursacht wurden (BAYERTZ 1995: 27–29, 36–37, 42–43). Historisch verweist Bayertz (1995: 26–27) hier insbesondere auf die Regulierungen zum Schutz vor Dampfkesselexplosionen aus dem 19. Jahrhundert, stellt die Ausweitung des Verantwortungsbegriffs aber auch allgemein in den breiteren Kontext der ‚sozialen Frage‘.

Die Wende zum modernen Verantwortungsbegriff markiert philosophiegeschichtlich dabei insbesondere Webers berühmte Unterscheidung zwischen gesinnungsethischen und verantwortungsethischen Entscheidungsgründen, wobei sich letztere auf die tatsächlichen (intendierten und nicht-intendierten) Handlungsfolgen beziehen (ANDERSON 2008: 1394; BAYERTZ 1995: 40). Gerade in der deutschsprachigen Debatte verbindet die Verantwortungsethik im Anschluss an Jonas dann technikkritische Überlegungen einer an möglichen Folgen ausgerichteten Risikoethik mit Elementen einer prinzipienorientierten Ethik⁵ im Sinne moralischer Maßstäbe für die politische Gestaltung der Zukunft. Kerngedanke von Jonas ist hierbei die Feststellung, dass menschlich-technisches Handeln mittlerweile derart umfassende Risiken erzeugt, die die Grundbedingungen menschlichen Lebens selbst gefährden – er nennt dies die „kritische *Verletzlichkeit* der Natur durch die technische Intervention des Menschen“ (JONAS 2003: 26), durch welche die Erhaltung der Natur in den Bereich menschlicher Verantwortlichkeit rückt und somit zum Thema der Moralphilosophie wird. Als theoretischen Zugang zu den kaum noch abzusehenden Fernwirkungen technischer Großrisiken verweist er dabei ganz explizit auf eine „Heuristik der Furcht“ (JONAS 2003: 63–64).

Auch Jonas’ Theorie ist letztlich ganz zentral eine Ethik der Katastrophenvermeidung, die ausgeht von der Aufforderung zur „Furcht um den Gegenstand der Verantwortung“, das heißt von der „als Pflicht anerkannte[n] *Sorge* um ein anderes Sein, die bei Bedrohung seiner Verletzlichkeit zur ‚Besorgnis‘ wird“ (JONAS 2003: 391). Diese Besorgnis wird dann in eine Pflicht zur größten Vorsicht gewendet, das heißt in eine Pflicht, den Unheilsprognosen Vorrang zu geben (W. E. MÜLLER 2008: 137). Wie schon für die Risikoethik erweist sich allerdings auch hier, dass der *theoretische Ausgang* von Bedrohungsszenarien für den Bereich der Sicherheitstechniken höchst problematisch ist. Gerade für den Bereich der Fluggastkontrollen bedarf es letztlich auch einer kritischen Reflexion eben jener Furcht vor katastrophalen Anschlägen und der Nebenfolgen von eingesetzten Schutzmechanismen der Kontrolle.

⁵ Dass Jonas Entwurf einer Verantwortungsethik sich nicht wie viele andere Verantwortungsethiker an einer Gerechtigkeitskonzeption zur Folgenabschätzung orientiert, sondern im Grunde auf eine ‚onto-theologische‘ Werttheorie des Organismus zurückgreift, hat Gertrude Hirsch Hadorn (2000) dargelegt.

Die Debatte zur Technikfolgenabschätzung (TA)

Die folgenorientierten Elemente der deutschsprachigen Debatte in der Technikethik stehen der englischsprachigen Debatte recht nahe, bei der (regel-)utilitaristische Überlegungen eine deutlich stärkere Rolle spielen. Nach Thomas Petermann hat sich dabei speziell in den letzten 40 Jahren zunächst in den USA, mit einiger Verzögerung aber dann auch im gesamten europäischen Raum, mit der Technikfolgenabschätzung (TA) ein institutionalisiertes Forschungsfeld entwickelt, bei dem Überlegungen zu intendierten und nicht-intendierten Folgen insbesondere für die Gesellschaft kritisch reflektiert werden sollen. In dieser Zeit ist eine Vielzahl an unterschiedlichen Varianten der TA entstanden, die Petermann aber trotz „verwirrender Vielfalt“ als positives Zeichen wertet: „Der Pluralismus der Szene ist adäquater Ausdruck vielfältiger Ambitionen, Methoden und Ziele sowie der ganz unterschiedlichen institutionellen Kontexte und differenter Adressaten“ (PETERMANN 1999: 27).

Wie Petermann (1999: 22–23) ausführt, können idealtypisch zwei Modelle der TA unterschieden werden. Die ‚instrumentelle TA‘ versteht sich vornehmlich als Beratungsinstrument von Regierungen und Parlamenten. Das mittlerweile geschlossene US-amerikanische Office for Technology Assessment gilt hierfür als das klassische Beispiel. Ziel dieser Behörde war es, den amerikanischen Kongress dabei zu unterstützen, sichere und wahrscheinliche Auswirkungen der Einführung von Technologien zu identifizieren, damit diese bei Entscheidungen berücksichtigt werden konnten (DECKER 2007: 27). Zunächst ging es hierbei insbesondere um eine Art Frühwarnfunktion, bei der politische Entscheidungsträger früh über mögliche positive oder negative Konsequenzen von technischen Entwicklungen informiert werden sollten. Die Institutionalisierung der Technikfolgenabschätzung kann dabei als direkte Reaktion auf eine auch in den USA zu dieser Zeit vorherrschende, kritischere Einstellung zu technischen Entwicklungen betrachtet werden. „Die These vom Politikversagen und das Motiv von *‘science and technology out of control’* charakterisierten so die Situation der 60er/70er Jahre“ (GRAY 1982: 303; zit. nach PETERMANN 1999: 21).

Josée van Eijndhoven (1997: 275–276) nennt dieses Leitbild eines Frühwarnsystems das ‚klassische TA-Paradigma‘, bei dem sich aber recht schnell zwei tiefgreifende Probleme herauskristallisierten:

“First, it became clear in practice, as well as from theoretical considerations, that the impacts of technology can only very partially be foreseen. Second, it was shown to be more problematic than originally thought to address the issue of impacts impartially; technology assessments did not provide decision makers with neutral, let alone objective, information.” (VAN EIJDHOVEN 1997: 276)

Insbesondere um dem Vorwurf der Parteilichkeit zu begegnen, begann man im Rahmen des Office for Technology Assessment (OTA) damit, die von den Entscheidungen und Entwicklungen direkt betroffenen Personengruppen (*stakehol-*

der) stärker in den Prozess einzubeziehen, wodurch sich ein neues TA-Paradigma etablierte:

“The crucial characteristics of the OTA paradigm can be summarized as in-depth assessments leading to reports that provide a thoroughly informed analysis of a policy area in a scientifically valid, nonpartisan way, providing options for policy development, generated in a process involving stakeholders and tied in particular ways to a legislative client.” (VAN EIJNDHOVEN 1997: 277)

Auch dieses Paradigma der Technikfolgenabschätzung fokussiert sich letztlich im instrumentellen Sinne auf eine Beratungsfunktion für politische Entscheider – und zwar durchaus noch im Sinne eines Frühwarnsystems, aber auch um Entscheidungen besser an mittel- und langfristigen Politikgehalten zu orientieren und zur Festigung der eigenen Position im politischen Prozess durch Rückgriff auf wissenschaftlich fundierte Folgeabschätzungen (VAN EIJNDHOVEN 1997: 270, 275–277).

Hiervon lässt sich das idealtypische Modell der ‚diskursiven TA‘ unterscheiden, welches den Fokus auf eine „aufgeklärte öffentliche Debatte über Technologien“ richtet (PETERMANN 1999: 23). Wie van Eijndhoven ausführt, wurde die instrumentell verstandene TA in Europa, speziell in den Niederlanden und in Dänemark, abgeändert und weiterentwickelt – hauptsächlich deshalb, weil man sie als Möglichkeit begriff, politische Entscheidungsprozesse demokratischer zu gestalten. Über partizipative Elemente sollte Wissen über Technologien und deren absehbare Konsequenzen breiter in verschiedene gesellschaftliche Gruppen kommuniziert werden. Zudem sollten diese mit in den Entscheidungsprozess eingebunden werden. Mit einer ‚demokratischeren‘ Entscheidungsfindung war zudem auch die Hoffnung einer höheren Akzeptanz in der Gesellschaft verbunden. Hierin lässt sich laut van Eijndhoven die Herausbildung eines neuen TA-Paradigmas sehen, das er öffentliche (*public*) Technikfolgenabschätzung nennt, wobei in der deutschsprachigen Debatte ‚partizipative Technikfolgenabschätzung‘ geläufiger ist (VAN EIJNDHOVEN 1997: 270, 278–279). Insbesondere aus legitimatorischen Gründen fordern Autoren zunehmend derartige *diskursive* bzw. *partizipative* TA-Ansätze (GRUNWALD 2007: 8–9; OTT 2005: 634–647; PETERMANN 1999: 31–49). In einigen TA-kritischen Debatten in den 70er und 80er Jahren wurden dabei allerdings methodische und konzeptionelle Schwächen identifiziert, die man in der Folge verstärkt zu überwinden suchte. Hierzu zählt etwa die mangelnde Sensibilität für pluralistische Werte in den jeweiligen Gesellschaften oder die weitgehend affirmative Integration in das politische oder wirtschaftliche System (PETERMANN 1999: 26–27).

Ein weiteres Problem wurde von David Collingridge (1980) als technikethisches Handlungsdilemma beschrieben und in der Folge nach ihm benannt. Das Collingridge-Dilemma besteht darin, dass die Folgen von neuen Technologien zumeist erst dann deutlich werden, wenn deren Entwicklung schon sehr weit fortgeschritten und sie bereits in der Gesellschaft etabliert sind. Zu diesem Zeit-

punkt gibt es aber kaum noch gesellschaftspolitischen Gestaltungsspielraum – dieser Spielraum ist in frühen Phasen der Entwicklung von Technologien deutlich größer (VAN EIJNDHOVEN 1997: 279–280). Die Entschärfung dieses Handlungsdilemmas hat sich die ‚konstruktive‘ Technikfolgenabschätzung (*constructive TA*, CTA) zur Aufgabe gemacht.

Ausgehend von der oben bereits erwähnten Überlegung, dass die Entwicklung von Technologien durch Werte und Entscheidungen grundlegend beeinflusst wird, rückt bei CTA-Ansätzen also der *Entwurfs-* oder *Designprozess* von spezifischen Technologien in den Vordergrund der Betrachtung. Dies bedeutet dabei auch, Wissenschaftler und Ingenieure stärker in ihre soziale Verantwortung einzubinden, indem Werkzeuge zur Antizipation von Folgen, zur normativen Reflexion sowie zur Stärkung von Lernprozessen bereitgestellt werden (VAN EIJNDHOVEN 1997: 270, 281). In den frühen 80ern gingen entscheidende Impulse für die CTA zunächst von niederländischen und dänischen Initiativen aus. Sie wurden dann aber recht schnell in anderen Ländern sowie in Organisationen wie der OECD aufgenommen. Auch in den Forschungsprogrammen der EU wurde schon in den 90ern viel Wert darauf gelegt, soziale Folgen und Präferenzen möglichst früh systematisch zu identifizieren, um bereits im Entwicklungsprozess entsprechend auf sie reagieren zu können (SCHOT & RIP 1997: 252–254) – eine Tendenz, die sich in den späteren Forschungsrahmenprogrammen noch deutlich verstärkt hat.

Methodisch orientieren sich frühe Ansätze der CTA stark an den empirischen Sozialwissenschaften, etwa indem die verschiedenen Meinungen von ‚Endnutzern‘ oder direkt Betroffenen zu neueren technischen Prototypen bei Tehnologiedemonstrationen erhoben und bei der weiteren Entwicklung mitberücksichtigt werden:

“Methods for early and controlled experimentation with new technologies are increasingly recognized as important, and applied. Such experiments can be seen as forceful sociotechnical demonstrators. They allow the translation of broader societal scenarios and agendas into actual design criteria and other orienters of technological development. Sociotechnical demonstrators embody visions concretely, and the experience with them allows modification of the vision and the technology in one movement. The potential of these methods can be further exploited if the aspect of (societal) learning, characteristic for CTA, is taken up explicitly.” (SCHOT & RIP 1997: 255)

Die Nutzung derartiger Rückkopplungen in Gestalt von gesellschaftlichen Reaktionen auf technische Entwicklungen (und umgekehrt) ist freilich kein grundsätzlich neues Phänomen. Der neuartige Anspruch der CTA ist es aber, über systematische, methodengeleitete Erhebungen und über die Entwicklung von entsprechenden theoretischen Werkzeugen diese Rückkopplungen zu einem explizit *reflexiven* technischen Entwicklungsprozess auszubauen (SCHOT & RIP 1997: 257–258). Eng damit verbunden ist auch für andere neuere Ansätze der TA, dass sie einem Leitbild folgen, demzufolge deutlich stärker methoden- und theoriegeleitet zu argumentieren sei (DECKER 2007; GRUNWALD 2007: 4–5; PETER-

MANN 1999: 28). Die von Johan Schot und Arie Rip (1997) vertretene Form der CTA versucht dabei, den partizipativen, öffentlichen Anspruch diskursiver Technikfolgenabschätzung zu übernehmen, diesen aber aus einem reaktiven Modus methodisch *'by design'* direkt in den Entwicklungsprozess einzubinden, in diesem Sinne also in einen *innovativen* Modus zu wechseln.⁶

Interessant für den Hintergrund dieser Arbeit ist es dabei, dass die Forderung nach einer methodischen Rigidität häufig auch ganz explizit normative Aspekte der *Technologie-Bewertung* mit umfasst (PETERMANN 1999: 31–32; ROPOHL 1993). Eine in Deutschland mittlerweile geläufige Definition von TA besagt: „[Sie] betrachtet die technische Entwicklung als einen gesellschaftlichen Prozeß, der im Interesse menschlicher Lebensqualität durch politische Aktivitäten beeinflusst werden kann und soll“ (ROPOHL 1993: 260; siehe hierzu auch FRANSSSEN u. a. 2013; GRUNWALD 2007: 7). In diesem Sinne plädiert Günter Ropohl für eine zunehmende Hinwendung zu einer „innovativen Technikbewertung“, die „als kontinuierlicher Steuerungs-, Bewertungs- und Korrekturprozeß angelegt [wird], der die gesamte technische Entwicklung begleitet“ (ROPOHL 1993: 268).

Mit dem Wechsel vom Leitbild der Technikfolgen-*Abschätzung*, das noch weitgehend dem Weberschen Ideal einer wissenschaftlichen Wertfreiheit verschrieben ist, hin zu einem bewusst normativen Leitbild der (innovativen) *Technik-Bewertung* eröffnen sich insbesondere auch für die Philosophie eigenständige Forschungsräume. Zwar muss eine Technikbewertung von Grund auf interdisziplinär angelegt sein, wenn sie wirklich eine innovative, gestalterische Rolle spielen will. Doch kommt der Philosophie, wie Armin Grundwald betont, bei der Begründung normativer Maßstäbe eine besondere Rolle zu: Weil Technikethik im Allgemeinen und damit auch die TA im Besonderen als ‚rationale Zukunftsgestaltung‘ begriffen werden kann, kann man es als Aufgabe der Ethik verstehen, in Bezug auf die Technologieentwicklung „begründete Zukunftserwartungen“ zu erarbeiten, die für „jedermann nachvollziehbar sind“ (GRUNWALD 1999: 75). Hierbei geht es nicht um eine Art Tatsachenbeschreibung der sicher zu erwartenden Folgewirkungen von Technologien, sondern um die „Ermöglichung kollektiven zukunftsbezogenen Handelns: wir prognostizieren nicht, um die Zukunft zu erkennen, sondern um Entscheidungen zu optimieren. Prognosen stellen *Planungsgrößen* dar“ (GRUNWALD 1999: 75).

⁶ Indem der Forschungs- und Designprozess ganz gezielt mit in den Fokus der TA gerückt wird und indem die Leitbilder und Präferenzen verstärkt reflexiv berücksichtigt werden sollen, rückt die Technikfolgenforschung inhaltlich und methodisch zum Teil recht nah an die sozialwissenschaftliche Technikgeneseforschung bzw. an das Forschungsfeld Science, Technology and Society (STS, zum Teil auch als Science and Technology Studies bezeichnet) heran. In der Tat lassen sich im akademischen Feld auch personell deutliche Überschneidungen zwischen beiden Bereichen erkennen. Wesentliches Merkmal der TA bleibt dabei aber die Zielvorstellung eines *besser informierten Entscheidungsprozesses* in Bezug auf die *Folgen technischer Innovationen* und damit ihre grundsätzlich praktische Ausrichtung (siehe hierzu auch OTT 2005: 625).

Präferenzen und Interessen von direkt Betroffenen stellen bei der methodisch eher argumentativ vorgehenden innovativen Technikbewertung nicht einfach einen nicht mehr weiter zu hinterfragenden Ausgangspunkt dar, wie es bei der CTA bisweilen der Fall ist (VAN EST & BROM 2012: 314). Vielmehr wird versucht, komplementär zum verstärkten Einbeziehen verschiedener gesellschaftlicher Akteure in der partizipativen TA insbesondere die Wertdebatte zu vertiefen:

“What we denominate the argumentative TA mode aims at open reflection, mutual adjustment, and transformation of these perspectives. In this way, argumentative TA deepens the political and normative debate about science, technology, and society⁷ ... It puts forward the central ethical and political question of what kind of social values we strive for and what kind of social order we prefer.” (VAN EST & BROM 2012: 314)

Ethisch argumentierende innovative Technikbewertung beschränkt sich demnach explizit *nicht* darauf, gesellschaftliche Wertvorstellungen in Bezug auf bestimmte Technologien empirisch zu erheben und dies dann in den Entwicklungs- und Designprozess zu kommunizieren. Vielmehr eröffnen sich hier genuin moralphilosophische Forschungsräume zu Methoden (etwa über die Vor- und Nachteile konsequentialistischer bzw. deontologischer Ansätze), zu moralischen Wertkontexten, wie auch zur Akzeptabilität von Technikfolgen (VAN EST & BROM 2012: 314–316).

Für eine moralphilosophisch ausgerichtete innovative Technikbewertung ist es dabei zentral, den fundamental verschiedenen Anspruch partizipatorischer und argumentativer Elemente in der TA zu bemerken. Eine partizipatorisch angelegte TA zielt vor allem auf eine Erhöhung der gesellschaftlichen Akzeptanz und der demokratischen Legitimität. Sie bedient sich daher der Einbeziehung möglichst vieler relevanter Akteure in den jeweiligen Entscheidungsprozess. Dies mag moralisch wie politisch als höchst respektabel und wünschenswert gelten, doch unterscheidet sich dies von dem Anspruch, moralisch relevante Konflikte oder nicht akzeptierbare Folgen technischen Handelns zu identifizieren. Nicht jede in der Gesellschaft nach Einbeziehung der Bevölkerung *de facto* mehrheitlich ‚akzeptierte‘ Folgewirkung kann nach einer eingehenden ethischen Prüfung als moralisch akzeptierbar gelten. Van Eijndhoven ist also beizupflichten, wenn er schreibt, dass zwar häufig eine enge Verbindung zwischen partizipativen Formen der konstruktiven Technikfolgenabschätzung und argumentativen Formen der innovativen Technikbewertung behauptet wird, diese aber nicht als notwendig angenommen werden kann (VAN EIJDHOVEN 1997: 281). Wenn Julian Nida-Rümelin also urteilt, dass „Theorie und Praxis ... der Technikfolgenabschätzung die ethische Dimension weitgehend auf Akzeptanzfragen verkürzt und Wertungen nur insofern in den Blick nimmt, als diese gesellschaftlich wirksam und bei technologischen Entscheidungen zu berücksichtigen sind“ (NIDA-RÜMELIN 2005a: 48–49), so ist dies zumindest für diejenige Strömung inner-

⁷ Zum Verhältnis der TA zum Forschungsfeld der STS siehe auch Fußnote 6.

halb der TA-Forschung zurückzuweisen, die ich hier als ‚argumentative Form der innovativen Technikbewertung‘ herausgearbeitet habe.

Rückblickend ist Petermanns eingangs erwähnte Einschätzung, das Forschungsfeld der TA sei durch eine verwirrende Vielfalt an Varianten und Methoden geprägt, noch einmal mit Nachdruck zu unterstreichen. An dieser Stelle ist es allerdings wichtig darauf hinzuweisen, dass die in diesem Abschnitt vorgenommene konzeptuelle Herausarbeitung sich so nicht bei den zitierten Autoren findet. Vielmehr würde bei einem Abgleich klar, dass sich die hier weitgehend als linear dargestellte begriffliche Ausdifferenzierung historisch vielfach gleichzeitig und begrifflich uneindeutig vollzogen hat. So versteht van Eijndhoven (1997) die ‚konstruktive Technikfolgenabschätzung‘ eher argumentativ denn partizipativ, während Schot und Rip (1997) sie mit Nachdruck als empirisch partizipativ positionieren. Zudem ist die in der deutschen Debatte gemachte begriffliche Unterscheidung zwischen klassischer Technikfolgen-*Abschätzung* und Technik-*Bewertung* in der englischsprachigen Debatte unüblich – beides wird als ‚*technology assessment*‘ bezeichnet. Insofern soll dieser Abschnitt weniger als historischer Überblick, denn als konzeptuelle Positionierung dieser Arbeit innerhalb einer breiteren Forschungsdebatte verstanden werden.

Mit dieser Positionierung als argumentativ operierende innovative Technikbewertung deutet sich bereits an, wie ich das Problem der ethischen Bewertung von Fluggastkontrollen grundsätzlich bearbeiten möchte, nämlich als gesellschaftspolitisches Problem technischen (Sicherheits-)Handelns, das einer spezifisch moralphilosophisch argumentierenden Beratung zugänglich ist. Im folgenden Abschnitt 1.1.2 werde ich hierfür zunächst noch etwas genauer die sich hieraus ergebende Zielsetzung herausarbeiten.

Zudem wird die hier vorgenommene Positionierung innerhalb der breiteren TA-Debatte noch in zweifacher Hinsicht philosophisch zu ergänzen sein. Erstens muss die in dieser Arbeit gewählte metaethische Begründungsfigur des Moralpragmatismus ausgearbeitet werden (siehe hierzu Abschnitte 1.2 und 1.3), das heißt vor der konkreten ethischen Untersuchung „erster Ordnung“ bedarf es einer ethischen Reflexion „zweiter Ordnung“, um sie methodisch zu klären und anzuleiten (NIDA-RÜMELIN 2005c: 4). Zweitens muss begrifflich der Zugang zum Forschungsgegenstand der Fluggastkontrollen als staatliche Gewährleistung öffentlicher Sicherheit ausgeführt werden (siehe hierzu Kapitel 2, insbesondere Abschnitt 2.1.2, sowie die folgenden Ausführungen zum Konzept der Bereichsethiken).

1.1.2 Technikbewertung als anwendungsorientierte Ethik⁸

Die Orientierung an Handlungs- und Entscheidungssituationen

Neben den soeben explizierten methodischen und metaethischen Entwicklungen ist der Übergang in der Technikethik von kulturkritischen Überlegungen zu einer Risiko- bzw. Verantwortungsethik und weiter zur Technikfolgenabschätzung insbesondere auch mit einer deutlich stärkeren Konkretisierung verbunden. Nicht mehr ‚die Technik‘ bzw. technische Entwicklungen überhaupt sind dabei Gegenstand ethischer Argumentation, sondern vielmehr spezifische Technikbereiche wie Nukleartechnik, Gentechnik oder Medizintechnik und insbesondere auch konkret benennbare und beschreibbare Techniken innerhalb dieser Bereiche. Mit der Technikfolgenabschätzung macht die Technikethik somit den Schritt von einer abstrakten und allgemein argumentierenden Ethik hin zu einer *angewandten* Ethik. Entsprechend finden sich „[g]eschichts- oder kulturphilosophische Annahmen ... in den gegenwärtigen TA-Konzepten nicht mehr. Philosophen wie Marcuse, Mumford, Jünger, Anders, Heidegger u. a. spielen in TA-Konzepten und -Verfahren keine nennenswerte Rolle“ (OTT 2005: 634).⁹

Der Begriff ‚angewandte Ethik‘ wird in der philosophischen Diskussion allerdings nicht einheitlich gebraucht. Bei verschiedenen Autoren werden unterschiedliche Aspekte impliziert, weshalb der Begriff einer Klärung bedarf. Zwei Bedeutungsaspekte dominieren dabei in der Forschungsdiskussion, die ich beide für mein Verständnis einer ‚angewandten‘ Ethik übernehmen möchte. Zum einen soll mit ‚angewandte Ethik‘ häufig das Konzept einer ‚Bereichsethik‘ hervorgehoben werden. Dies wird insbesondere dann zentral, wenn man für eine kohärentistische Ausrichtung ethischer Argumentation plädiert, also etwa wie Julian Nida-Rümelin davon ausgeht, dass ethische Theorie nicht auf ein festes Fundament *a priorischer* Wertmaßstäbe verweisen kann, sondern sich in ihrer Anwendung als Teil der „lebensweltlichen Sprach- und Interaktionspraxis“ bewähren muss (NIDA-RÜMELIN 2008: 34, 40–41).¹⁰ Gemäß einer kohärentistischen Perspektive ist es nämlich durchaus plausibel anzunehmen,

⁸ Dieser Abschnitt basiert auf einer früheren, deutlich kürzeren Fassung, die als Unterabschnitt bereits an anderer Stelle publiziert wurde (VOLKMANN 2014a).

⁹ Eine stärkere Einbindung solcher eher kulturphilosophischen Überlegungen auch in die Technikfolgenabschätzung wäre zur weiteren Kontextualisierung sicherlich wünschenswert. Allerdings steht die TA, wie im Laufe dieses Kapitels deutlich werden wird, aktuell eher vor der methodischen Herausforderung, den anwendungsbezogenen Zugriff epistemologisch fundierter zu entwickeln.

¹⁰ Ähnlich verweist auch Kettner (2000: 93–97) auf lebensweltlich geteilte moralische Überzeugungen, auf die im Sinne von „Prinzipien mittlerer Reichweite“ zurückgegriffen werden kann – wobei er gleichzeitig betont, es bedürfe unabhängig von dieser Verankerung noch eines wissenschaftlichen Prüfkriteriums, da ein vorausgesetztes „Kernethos“ moralischer Überzeugungen empirisch schwer aufzuweisen sei.

„... daß für verschiedene Bereiche menschlicher Praxis unterschiedliche normative Kriterien angemessen sind, die sich ... nicht auf ein einziges System moralischer Regeln und Prinzipien reduzieren lassen. Zumindest scheint es heuristisch zweckmäßig, größere Komplexe menschlicher Praxis, denen jeweils spezifische Charakteristika gemeinsam sind, einer eigenständigen normativen Analyse zu unterziehen. Statt von ‚angewandter Ethik mit ihren unterschiedlichen Fokussierungen‘ sollte man daher m. E. besser von ‚Bereichsethiken‘ sprechen. (NIDA-RÜMELIN 2005c: 63)

Auch Bernhard Irrgang (2007: 9, 20) verweist in diesem Sinne für angewandte Ethiken auf die Notwendigkeit, den situativen Handlungskontext zu berücksichtigen und fordert konsequenterweise ein, die „Ebene bereichsspezifischer und temporaler Handlungsregeln (Normen und Werte; Maximen)“ adäquat zu berücksichtigen.

Wie ich oben bereits ausgeführt habe, wird diese *Bereichsklärung* der in dieser Arbeit angelegten ‚angewandten Ethik öffentlicher Sicherheit‘ noch zu leisten sein (siehe insbesondere Abschnitt 2.1.2). Denn der Verweis darauf, dass die Planung und Implementierung von Fluggastkontrollen als *technisches Handeln* zu begreifen sind, reicht noch nicht aus, um die für derartige *Sicherheitspraktiken* bereichsspezifischen Normen, Werte und Maximen angemessen zu bestimmen. Vielmehr lassen sich, wie im Laufe dieses Abschnitts deutlich werden wird, technikethische Überlegungen mit einer weiteren Bedeutung von ‚angewandte Ethik‘ in Verbindung bringen, nämlich mit derjenigen eines weitestgehend *handlungsorientierten* Entwurfs einer Ethik. Hierbei wird eine zielorientierte Perspektive bei der Theorieentwicklung gefordert, das heißt der *konkrete Bedarf* an ethischer Reflexion und die *Entscheidungssituation* der jeweils Handelnden soll ganz zentral mit in die Theoriekonzeption einfließen.

In diesem Sinne ist es ein wichtiges Qualitätskriterium für Theorien angewandter Ethik, auch tatsächlich in den moralisch relevanten Entscheidungssituationen anwendbar zu sein. In dieser Forderung nach einer anwendungsorientierten Ethik steckt implizit der Vorwurf an die allgemeine Ethik, sie übergehe diesen Bedarf der Handelnden nach einer auch für konkrete Entscheidungssituationen hilfreichen Moralphilosophie. Wie Michael Zichy und Herwig Grimm (2008: 2) schreiben, hat die Philosophie auf diesen Bedarf mit einer Reihe von Angeboten reagiert, die dann im jeweiligen Handlungskontext auch aufgenommen wurden.

„Angenommen wurde dieses Angebot aber nur deswegen, weil die Ethik ... die Bereitschaft aufgebracht hat, den Elfenbeinturm der Wissenschaft zu verlassen und sich in das unübersichtliche Getümmel der moralischen Sorgen und Fragen des ‚wirklichen Lebens‘ und seiner Akteure zu begeben. Entscheidend dabei war und ist die Intention, mit der der Elfenbeinturm verlassen wurde: nämlich in der ehrlichen Absicht, für das wirkliche Leben etwas Praktisches zu leisten und einen Unterschied zu machen, und nicht nur ... in der rein theoretischen Absicht, an den moralischen Problemen des wirklichen Lebens die Theorien zu erproben und zu schärfen.“ (ZICHY & GRIMM 2008: 2)

Freilich ist dabei nicht die grundsätzliche Ausrichtung an menschlicher Praxis das Neue – schließlich ist jede Form von Ethik fundamental auf das Handeln bezogen. Allerdings lag nach Bayertz (1991: 8) vor der aktuellen „Wiederbelebung“ des anwendungsorientierten Typs ethischer Reflexion der Akzent in der Moralphilosophie des 19. und 20. Jahrhunderts sehr stark auf ‚Grundsatzfragen‘, was er insbesondere auf den starken Einfluss des Kantianismus im deutschsprachigen Raum und der Metaethik im angelsächsischen Raum zurückführt. In Abgrenzung hierzu impliziert dieses Verständnis von ‚angewandte Ethik‘ also eine grundlegende Akzentverschiebung in der Ausrichtung an der Praxis: „Theorie dient der Praxis, nicht andersherum“ (ZICHY & GRIMM 2008: 2).

Die gesellschaftspolitische Funktion der Anwendungsorientierung

Der Bedarf, dem eine solche anwendungsorientierte Ethik gerecht werden soll und mit dem für die philosophische Ethik „ein unerwartet breites Arbeitsfeld entstand“, ist insbesondere ein „Bedarf an ‚neutraler‘, und dies bedeutet für moderne Gesellschaften: säkularer, wissenschaftsgestützter Orientierungshilfe“ (ZICHY 2008: 87). Die Adressaten dieser Orientierungshilfe, also die konkret handelnden Personen, sind dabei immer in vielfacher Weise in eine soziale Wirklichkeit verwickelt. Anwendungsorientierte Ethiken müssen deshalb nicht nur die Gültigkeit konkreter moralischer Urteile über Begründungsmodelle rechtfertigen, sondern sie müssen gleichzeitig den Rahmenbedingungen des Problems angepasst sein. Zumeist *müssen* Lösungen entwickelt werden, denn nicht zu handeln ist in vielen Entscheidungssituationen eine der schlechtesten Optionen. Zudem müssen diese Lösungen für die Betroffenen nachvollziehbar und zumutbar sein, was bedeutet, dass sie den institutionellen, gesetzlichen, kulturellen und gemeinschaftlichen Kontexten adäquat Rechnung zu tragen haben (ZICHY 2008: 92–93). Eine anwendungsorientierte Ethik ist deshalb „unstrittig und charakteristischerweise sowohl mit (ethischen) Begründungs- als auch mit (faktischen) Realisierbarkeitsansprüchen konfrontiert“ (GRIMM 2008: 325).

Die Akzentverschiebung auf konkrete, gangbare Lösungsvorschläge für gesellschaftlich relevante Probleme macht es dabei notwendig, innerhalb der Ethik neue Methoden und Reflexionsformen zu entwickeln, die auf die neuen Anforderungen adäquat antworten können (ZICHY 2008: 88). In der Technikfolgenforschung wurde hierauf schon ab etwa 1970 reagiert (ROPOHL 2001: 15). Das in der TA erzeugte Wissen kann als „Orientierungswissen, Problemwissen oder Entscheidungswissen bestimmt [werden], wobei alle Definitionen den pragmatischen Sinn herausheben“ (OTT 2005: 626). Sowohl aufgrund der historischen Genese der institutionalisierten TA, die zu Beginn vor allem an den parlamentarischen Betrieb angegliedert war, wie auch aufgrund eines vorherrschenden Verständnisses, das die Steuerung der technischen Entwicklungen und gesellschaftli-

chen Implementierungen insbesondere als Aufgabe ‚der Politik‘ betrachtet, wurde und wird die TA in aller Regel zumeist als Beratungsleistung für den politischen Prozess verstanden.¹¹ Für die TA entsteht somit eine recht große Schnittmenge mit dem Feld der wissenschaftlichen Politikberatung in Bezug auf Orientierung, Adressaten und Methoden (BRÖCHLER 1999: 54–55). Grundsätzlich ändert sich dies auch nicht durch die verstärkte Hinwendung zu partizipativen Verfahren in der TA, denn diese zielen, wie oben dargelegt, in aller Regel auf eine Verbreiterung der politischen Teilhabe und Legitimation ab. Im Forschungsfeld der Politikberatung wird dieser Schritt durch die Ausweitung des Selbstverständnisses auf eine ‚Politik- und Gesellschaftsberatung‘ (GRUNWALD 2008: 16; MESSNER 2012) mittlerweile parallel vollzogen. Die TA im Allgemeinen sowie die ethische Technikbewertung im Speziellen sind also insofern als ‚anwendungsorientiert‘ zu begreifen, als sich diese Forschungsströmungen in den Dienst einer *gesellschaftspolitischen, beratenden Funktion* stellen. Entsprechend schreibt Grunwald:

„Die Bereitstellung von Folgewissen in der TA ist kein Selbstzweck und nicht nur erkenntnisgeleitet, sondern geschieht mit Blick auf ‚gesellschaftlichen Bedarf‘ ... Das bereitgestellte Folgewissen soll in gesellschaftliche Praktiken Eingang finden und unter der Annahme, dass die ‚öffentliche Bühne‘ ein sozialer Ort der Technikfolgendiskussion ist, die gesellschaftliche, häufig aber auch politische Meinungsbildung und Entscheidungsfindung informieren und orientieren ... Damit operiert die TA in einer *öffentlichen politischen Arena*. Es geht, so die TA-Literatur von Beginn an, um die ‚gesellschaftliche Ebene‘ im Umgang mit (nicht-intendierten) Folgen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, also um die Unterstützung und Beratung von entsprechenden Entscheidungsprozessen auf der politisch-gesellschaftlichen Ebene.“ (GRUNWALD 2007: 8; vgl. auch OTT 2005: 625)

So ist es auch zu erklären, dass ein großer Teil der ethischen Forschung zum Technikeinsatz im Bereich der öffentlichen Sicherheit in staatlich finanzierten Forschungsprojekten stattfindet und dass dabei oftmals ganz explizit der Anspruch formuliert wird, Policy-Beratung zu leisten. Umgekehrt entspricht die TA „einem ausdrücklichen Bedürfnis der Politik“ und wird „von Parlamentarierinnen und Parlamentariern als etwas sehr Bedeutsames eingestuft ... Die TA soll ihnen helfen, die beiden zentralen Entscheidungsfragen ‚Machen wir das Richtige?‘ und ‚Machen wir es richtig?‘ zu beantworten“ (HAERING 2001: 71–72).

In der ethischen Technikbewertung wird diese beratende Funktion etwa dadurch übernommen, indem aktuelle und alternative Pfade zu Entwicklung und Einsatz spezifischer Techniken ethisch reflektiert und mögliche Entscheidungsgründe aufgezeigt werden. Die philosophische TA arbeitet in solchen Fällen also der politischen Entscheidungsfindung zu, wodurch sich eine gewisse Schnittmenge mit der modernen politischen Philosophie ergibt. Politische Philosophie

¹¹ Für Bayertz (2008: 169) verweist die politische Nachfrage nach ethischer Orientierungshilfe auf ein strukturelles Ordnungsdefizit moderner Gesellschaften.

befasst sich dabei primär mit der Reflexion der Bedingungen von Politik (GOSEPATH 2008: 1007), die in der Moderne insbesondere durch den Kontext von Demokratie und verfasstem Rechtsstaat normativ bestimmt sind. Im Vorgriff auf die nächsten Kapitel lässt sich somit bereits festhalten, dass die Konzepte ‚Demokratie‘ und ‚Rechtsstaatlichkeit‘ bei der Bestimmung der normativen Folie für die Bewertung von Techniken der Fluggastkontrolle eine wichtige Rolle spielen werden.¹² An dieser Stelle ist es allerdings zunächst wichtiger, die Rolle der philosophischen TA im politischen Prozess zu problematisieren, das heißt zu fragen, welchen Status das durch die ethische Technikbewertung gewonnene Orientierungs- und Beratungswissen innerhalb der politischen Debatte haben kann. Hierbei lassen sich in zwei Hinsichten weitere Herausforderungen für die TA formulieren (GRUNWALD 2008: 12): zum einen die *wissenschaftliche* Herausforderung einer adäquaten Beratung im ethischen Bereich und zum anderen *demokratiethoretische* Herausforderungen, die ich zuerst besprechen werde.

Demokratiethoretische Herausforderungen

In der Frühzeit der institutionellen TA war ein Verständnis verbreitet, das sich im Rückblick „sowohl in theoretischer als auch in empirischer Hinsicht als naïv“ bezeichnen lässt: „Wissenschaft, so die Vorstellung, liefere objektive Informationen, die politische Entscheidungsträger in die Lage versetze, den effektivsten Weg zur Erreichung eines vorgegebenen Ziels zu beschreiten“ (BRÖCHLER 1999: 58–59). Dieses Verständnis von wissenschaftlicher Politikberatung wurde von Jürgen Habermas schon früh als technokratisch und somit nicht demokratiieverträglich identifiziert:

„Das Abhängigkeitsverhältnis des Fachmannes vom Politiker scheint sich umgekehrt zu haben – dieser wird zum Vollzugsorgan einer wissenschaftlichen Intelligenz, die unter konkreten Umständen den Sachzwang der verfügbaren Techniken und Hilfsquellen sowie der optimalen Strategien und Steuerungsvorschriften entwickelt.“ (HABERMAS 1968: 122)

Somit werde „die Entscheidungsproblematik überhaupt schrittweise abgebaut“ und dem demokratisch gewählten Politiker bleibe „im technischen Staat nurmehr eine fiktive Entscheidungstätigkeit“ (HABERMAS 1968: 122). Entsprechend gilt ein solches Verständnis in der TA mittlerweile als überholt. Zur Vorwegnahme der entscheidungskritischen gesellschaftspolitischen Beurteilungen fehlt der TA schlicht die politische Legitimation (HAERING 2001: 74).¹³

¹² Auf die zentrale Rolle von Demokratie und Menschenrechten für eine jede angewandte Ethik in demokratischen Gesellschaften hat u.a. Matthias Kettner (2000: 399) hingewiesen.

¹³ Wie Hans-Peter Burth (2010: 21–25) schreibt, vollzog sich in der US-amerikanisch geprägten Debatte um wissenschaftliche Politikberatung, die in diesem Kontext als ‚Policy-Analyse‘ bezeichnet wird, eine ganz ähnliche Kritik durch Ansätze der ‚Post-positivistischen Policy-Analyse‘. Analog zur Debatte in der TA, wurde hier betont, dass das

Habermas plädiert stattdessen für ein demokratieverträgliches Modell der wechselseitigen, über die Öffentlichkeit vermittelten Kommunikation und verweist dabei explizit auf John Deweys moralischen Pragmatismus:

„In beiden Richtungen ist der rückgekoppelte Kommunikationsprozeß an dem festgemacht, was Dewey die *value beliefs* nannte, eben an einem historisch bestimmten und gesellschaftlich normierten Vorverständnis des in konkreter Lage praktisch Notwendigen. Dieses Vorverständnis ist ein nur hermeneutisch aufzuklärendes Bewußtsein, das sich im Miteinandersprechen zusammenlebender Bürger artikuliert.“ (HABERMAS 1968: 129).

Allerdings hebt Habermas (1968: 130) hervor, dass sich dieser öffentliche Diskurs in einem massendemokratischen Kontext keineswegs unkompliziert vor einem „fraglosen Horizont des gesunden Menschenverstandes“ vollziehen könne. Kern dieser berechtigten Kritik ist dabei die in der TA wie auch in der wissenschaftlichen Politikberatung immer wieder gemachte Erfahrung, dass der konkrete Transfer wissenschaftlicher Informationen in eine praktisch-politische Sprache stark von den sozialen Verstrickungen der jeweiligen Akteure sowie von ihren unterschiedlichen, sich zum Teil widersprechenden Erwartungen und Ansprüchen geformt wird (HABERMAS 1968: 131; entsprechend hierzu etwa HAERING 2001: 73–74; MESSNER 2012).

In Reaktion hierauf konzipieren aktuelle Ansätze der TA den Kommunikationsprozess als wechselseitigen diskursiven und strategischen Lernprozess:

„Wissenschaftler und Politiker sind damit nicht mehr statisch auf ihre Rolle als Anbieter bzw. Nachfrager fixiert, vielmehr reinterpreten und reformulieren sie das zur Verfügung gestellte bzw. nachgefragte Wissen in den Handlungskontexten bei der Produktion neuer Erkenntnisse bzw. in ihrer politischen Praxis.“ (BRÖCHLER 1999: 60)

Wie Grunwald (2008: 13–14) mit Verweis auf Habermas feststellt, erweist sich dieser Lernprozess letztlich als hermeneutischer Zirkel. So schreibt Habermas:

„...im übrigen muß sich der Versuch einer langfristigen, an den immanenten Möglichkeiten und den objektiven Folgen orientierten Forschungs- und Bildungspolitik jener Dialektik überlassen, die wir auf den früheren Stufen schon kennengelernt haben. Er muß die politisch Handelnden im Verhältnis zu dem gesellschaftlichen Potential an technischem Wissen und Können über das traditionsbestimmte Selbstverständnis ihrer Interessen und Ziele aufklären und sie *zugleich* im Lichte der artikulierten und neu interpretierten Bedürfnisse instandsetzen, praktisch zu beurteilen, in welcher Richtung sie ihr technisches Wissen und Können künftig entwickeln wollen. Diese Erörterung bewegt sich unaufhebbar innerhalb des Zirkels, daß wir nur in demselben Maße, als wir in Kenntnis des technischen Könnens unseren historisch bestimmten Willen an der gegebenen Lage orientieren, auch umgekehrt wissen, welche bestimmt gerichtete Erweiterung unseres technischen Könnens wir in Zukunft wollen.“ (HABERMAS 1968: 136)

ursprüngliche Projekt einer objektiven Bereitstellung von Daten und Informationen gescheitert sei und dass es einer Hinwendung zur kritischen Auseinandersetzung mit Werten und Ideologien bedürfe, also einer ‚normativen Policy-Analyse‘.

Der philosophischen Technikbewertung kommt, wie Grunwald (2008: 13–16) festhält, dabei letztlich eine nach beiden Seiten vermittelnde Aufgabe zu. Damit diese Vermittlung demokratietheoretisch befriedigen kann, muss sie nach Habermas letztlich in der Öffentlichkeit vollzogen werden. Folgen wir diesem Gedanken, so können wir mit Habermas und Grunwald zwei Dinge festhalten: Zum einen impliziert die in der Anwendungsorientierung gründende gesellschaftspolitische Funktion der TA letztlich vielleicht nicht nur, aber ganz sicher *auch eine hermeneutische Aufgabe*. Zum anderen wird hieraus auch deutlich, warum – wie oben erwähnt – der methodisch begründeten Forderungen nach konsequentem Einbezug einer breiten Öffentlichkeit in der partizipativen TA insbesondere aus der philosophischen Perspektive vorsichtig widersprochen wird und demgegenüber die argumentativen Aspekte folgerichtig in ihrem Eigenrecht betont werden müssen. Denn die empirisch-quantitativ ausgelegten Befragungen einer breiten Öffentlichkeit zu ihren moralischen Einstellungen und Bedenken zu bestimmten Technologien müssen letztlich in einer bloßen Erhebung von sich ständig wandelnden Befindlichkeiten münden, wenn nicht durch eine hermeneutisch arbeitende, auch moralphilosophisch argumentierende Komponente sicher gestellt wird, dass ein sich öffentlich vollziehender gegenseitiger Lernprozess ermöglicht wird.

In diesem Sinne ist Grunwald (1999: 80) zuzustimmen, wenn er schreibt: „Rationale Beurteilungen von Technik orientieren sich ... nicht an faktischer Akzeptanz, sondern an *Akzeptabilität* von Entscheidungen. Rationalitätskriterien werden auf lebensweltliche Präsuppositionen von Diskursen bezogen ..., die im Gegensatz zu kurzfristigen Trends langfristig relativ stabil sind“. Erst auf dieser Basis wird die TA nicht darauf beschränkt, ein Werkzeug zur *Herstellung* von Akzeptanz und Legitimität zu sein, sondern kann auch das von Haering (2001: 74) beschriebene politische Potential einlösen, ein Instrument zur öffentlichen und systematischen Diskussion technologiopolitischer Probleme anzubieten.

Metaethische Herausforderungen

Neben den soeben ausgeführten demokratietheoretischen Überlegungen stellt sich für eine normativ argumentierende TA allerdings immer auch die Frage, wie sich moralisches Expertenwissen, das ja letztlich das Beratungsangebot an Politik und Gesellschaft darstellt, begründen kann. Hierbei geht es also primär um die *wissenschaftliche* Legitimation. Diese verdankt sich, wie Grundwald (1999: 76) betont, in einer moralphilosophischen TA „ausschließlich ihrem Zustandekommen durch gerechtfertigte Argumentationsverfahren ... Die ‚Legitimation von Verfahren‘ wird in der Philosophie stets auf *Argumentationsverfahren* bezogen“. Die moralischen Urteile werden „in bezug auf ihre Verallgemeinerbarkeit geprüft“ und sollen gemäß ihrer gesellschaftspolitischen Funktion „der verständigungsorientierten Bewältigung von Technikkonflikten dienen“. Insofern die Bewältigung

solcher Technikkonflikte im Zentrum steht, ist TA-Wissen nicht im gleichem Maße auf eine durchgängige Letztbegründung moralischer Werte angewiesen, wie dies für die allgemeine normative Ethik der Fall ist. Im Gegenteil, es wird in der TA-Debatte wie in der angewandten Ethik darauf hingewiesen, dass ein Ausgang bei letztbegründenden, allgemeinen Ethik-Theorien wie dem Utilitarismus, der deontologischen Ethik oder auch der Tugendethik im Grunde fehlschlagen muss (ZICHY 2008: 95–99). Denn Handlungsanweisungen für den singulären Einzelfall können in aller Regel nicht adäquat aus den allgemeinen Theorien deduziert werden, weil diese hinsichtlich des konkreten empirischen Sachverhalts unterbestimmt sind.

„Dies zeigt sich auch daran, dass sogar diejenigen Ethiker, die eine Moralkonzeption teilen, zu unterschiedlichen Einzelfallurteilen gelangen. Außerdem besteht die Gefahr, Probleme allein durch die Brille der abstrakten Theorie zu betrachten und sie dadurch zu schnell auf bestimmte Aspekte zu reduzieren.“ (ZICHY 2008: 96–97)

Im Feld der angewandten Ethik ist es deshalb nicht unüblich, lediglich die für die konkrete Handlungssituation relevanten moralischen Werte zu identifizieren und, von diesen ausgehend, für die auftretenden Wertkonflikte lösungsorientierte Vorschläge zu erarbeiten. Solche ‚rein kasuistischen‘ Ansätze verzichten auf eine weitergehende Begründung der moralischen Wertmaßstäbe. Daraus ergeben sich allerdings ganz offensichtlich fundamentale wissenschaftliche Begründungsprobleme:

„Konzentriert sich die angewandte Ethik ... zu sehr auf das konkrete Problem und verzichtet auf abstrakte Theorien, läuft sie Gefahr, moralisches Urteilen von ungerechtfertigten individuellen und sozialen Vorurteilen abhängig zu machen und sich dem Vorwurf der Beliebigkeit auszusetzen. Zudem ist nicht auszuschließen, dass dadurch der Horizont zu eng gesteckt und letztlich ein Konservatismus unterstützt wird, der auf neue Herausforderungen nicht reagieren kann und mit dem die kritische Funktion der Moralphilosophie verloren geht.“ (ZICHY 2008: 97)

Allgemeine und angewandte Ethik sollten demnach letztlich nicht als zwei völlig voneinander unterschiedene Projekte angesehen werden. Wie Bayertz (1991: 8–9) schreibt, handelt es sich vielmehr „um Expeditionen, die denselben Kontinent aus verschiedenen Richtungen zu erkunden suchen und deren Befunde gleichermaßen notwendig sind, um ihn zu kartographieren“ – was nicht ausschließt, dass die Reisewege letztlich verschieden sind. Entsprechend wird auch in der TA seit längerem eine stärkere theoretische Fundierung gefordert (PETERMANN 1999: 28).

Im Spannungsfeld zwischen der ‚reinen Kasuistik‘ und den klassischen metaethischen Begründungsversuchen erscheinen für die TA aufgrund ihrer Folgenorientierung zunächst konsequentialistische Begründungsversuche nahezuliegen – allen voran der Utilitarismus scheint ihr auf den ersten Blick wie „auf den Leib geschneidert“ (OTT 2005: 637; siehe auch NIDA-RÜMELIN 2005c: 58). Allerdings ändert sich dies seit einiger Zeit, sodass Ott direkt anschließt, in der

Technikethik sei aktuell eine Abwendung vom Utilitarismus zugunsten diskurs-ethischer, deontologischer und klugheitsbasierter Ansätze unübersehbar. Dies ist meiner Meinung nach gerade deshalb der Fall, weil im Utilitarismus das Versprechen nicht eingelöst werden konnte, die Begründung der ethischen Prämissen und das breite Spektrum an situativ relevanten Werten adäquat miteinander zu vermitteln. Beispielsweise kann der etwa in der Medizinethik häufig relevante Würdebegriff über gemeinwohlorientierte Folgenbewertungen im Utilitarismus nur über problematische Umwege adäquat berücksichtigt werden. Die typischen philosophiegeschichtlichen Grabenkämpfe in der Ethikbegründung zeigen hier ihren Niederschlag in den Debatten der angewandten Ethik.

Damit die Beratungsangebote einer anwendungsorientierten Ethik einen echten epistemischen Mehrwert bieten können, muss für die methodische und metaethische Verankerung aber eine Lösung gefunden werden, die dem breiten Spektrum der situativen Wertungen begegnen kann. Nur dann können die Beratungsangebote für politische Entscheidungsprozesse für sich die Auszeichnung der Wissenschaftlichkeit beanspruchen und sich von beliebigen und partikularistischen Positionen abheben (siehe hierzu auch ZICHY 2008: 96).

In diesem Spannungsfeld zwischen umfassender Letztbegründung moralischer Theorien durch universelle Prinzipien und situationsgerechten Einzelfall-Analysen sind im deutschsprachigen Forschungsfeld der angewandten Ethik in den letzten Jahren vermehrt Ansätze entwickelt worden, die – bei allen nicht zu unterschätzenden Unterschieden untereinander – letztlich auf einen epistemologischen Kohärentismus hinauslaufen. Diese Theorien umgehen das Problem der Letztbegründung, indem sie über Kohärenzargumente auf die in den jeweiligen Handlungskontexten relevanten Wertmaßstäbe verweisen.¹⁴ Kohärentistische Ansätze greifen also auf eine möglichst große Vielfalt an *abhängigen* Begründungen zurück. Weil sie dadurch genau diejenigen Wertmaßstäbe miteinander vermitteln können, die bei moralischen Entscheidungen in einer konkreten Handlungssituation relevant sind, eignen sie sich ideal dafür, wertgebundene politische Entscheidungen zu informieren. Sie zielen metaethisch gerade nicht darauf ab, bestimmte Werthaltungen über universelle Prinzipien zu begründen und an-

¹⁴ In der epistemologischen Debatte wird nicht immer zwischen Kohärentismus und Kontextualismus unterschieden – häufig werden die Begriffe auch synonym gebraucht. Möchte man eine begriffliche Unterscheidung treffen, so bietet sich an, Kohärentismus als epistemologische Position zu begreifen, die Überzeugungen im systematischen Zusammenhang über Kompatibilität mit maximal vielen anderen *Überzeugungen* fundiert (RESCHER 2003: 131–135), während im Kontextualismus dies über *situative Erfahrungskontexte* versucht wird (RESCHER 2003: 159–161). Beide Begründungsfiguren schließen sich gegenseitig nicht aus, sondern ergänzen sich je nach epistemologischen Prämissen recht gut. Gerade in Deweys Pragmatismus greifen sie aufs Engste ineinander, da hierbei – wie in Abschnitt 1.2 deutlich werden wird – die Tauglichkeit von Überzeugungen (als fallibles Wahrheitskriterium) über Erfahrungskontexte begründet wird, zu denen auch alle als relevant erlebten Überzeugungen gehören.

dere zu widerlegen, sondern sie fundieren moralische Urteile methodisch über eine Orientierung und Verankerung im jeweiligen lebensweltlichen (im Sinne von alltagsweltlichen) Wertkontext.

Damit verbunden ist nicht selten eine fallibilistische Position. Dies bedeutet, dass derartige kohärentistischen Positionen letztlich einem Lernprozess unterliegen und revisionsfähig sein müssen. Moralische Urteile, die sich auf einen solchen epistemologischen Kohärentismus stützen, beanspruchen also keine apriorische Gültigkeit, sondern betonen oftmals die Gemeinsamkeit der Fallibilität ethischer und naturwissenschaftlicher Theorien. So argumentiert beispielsweise Nida-Rümelin (2005c: 41), dass wissenschaftliche Begründung immer einen holistischen, kohärentistischen Charakter habe. Moralische Theorien müssten sich, genau wie alle anderen Theorien auch, an einigen nicht mehr weiter begründungsfähigen, in unserem Alltagswissen aber fest verankerten Überzeugungen messen lassen:

„Die Überzeugung, daß es moralisch unzulässig wäre, jetzt den nächstbesten Passanten zu erschlagen, gehört ebenso dazu wie meine Überzeugung, daß dort ein Baum steht. Theorien müssen sich in der Regel an diesen Elementen bewähren, auch, wenn sie unter bestimmten Bedingungen imstande sind, diese zu revidieren ... Es gibt kein besonderes Problem der ethischen oder moralischen Begründung. Das Ausgangsmaterial der Ethik sind unsere normativen Überzeugungssysteme, die sie versucht kohärenter zu machen, oftmals durch Modifikation.“ (NIDA-RÜMELIN 2005c: 38–39, 42)

Den Herausforderungen des Wertepluralismus und dem skeptischen Argument des moralischen Relativismus begegnet Nida-Rümelin (2005c: 60) mit dem methodischen Verweis darauf, dass es letztlich einen breiten moralischen Konsens hinsichtlich einiger moralischer Propositionen gäbe, an welche die Ethik anknüpfen kann, auch im Hinblick auf die Anwendungsdimension.

Eine andere, eher kontextualistisch argumentierende Position hat Bayertz vorgestellt. Seine Konzeption einer angewandten Ethik versucht, die Alternative zwischen reiner Kasuistik und rein deduzierender allgemeiner Ethik zu überwinden und dabei, wie er schreibt, die „Frontstellung zwischen einer Aristotelischen Klugheits- und einer Kantischen Prinzipienethik“ aufzuheben (BAYERTZ 1991: 19–20). Zunächst stimmt er hierbei Autoren wie Alasdair MacIntyre sowie Albert Johnson und Stephen Toulmin in ihrer grundsätzlichen Kritik an der neuzeitlichen Abwertung der Lebensklugheit (speziell in der Form der Aristotelischen *φρόνησις*) zu. Gleichzeitig kritisiert er aber, dass sich die

„kasuistische Ablehnung aller ‚abstrakten‘ Grundsatzpositionen und die Forderung nach einer ‚prinzipienlosen‘ Einzelfallbetrachtung ... als illusionär [erweisen] ... Während diese sich ausschließlich auf Fälle individuellen Handelns beziehen, befaßt sich die angewandte Ethik in der Regel mit *öffentlichen Institutionen* und *politischen Handlungsoptionen*. Sie kann sich nicht auf den ‚Einzelfall‘ kaprizieren, sondern muß den ‚Regelfall‘ zum Gegenstand ihrer Reflexion machen.“ (BAYERTZ 1991: 13–17, 19, 23)

Stattdessen konzipiert Bayertz (1991: 20) die angewandte Ethik als problemorientierte Ethik und verweist insbesondere auf die Hermeneutik als adäquate methodische Herangehensweise zur Vermittlung von moralischen Prinzipien mit

den konkreten Anforderungen im Einzelfall. Hans-Georg Gadamer folgend betont er, dass die moralischen Prinzipien zwar im Sinne eines Vorwissens die Beurteilung eines Einzelfalles prägen, diese dabei aber nicht einfach ‚angewendet‘ werden, sondern durch die Anwendung selbst mitbestimmt, ergänzt und berichtigt werden (BAYERTZ 1991: 14, 33). Entsprechend schreibt er, die angewandte Ethik habe „charakteristischerweise mit öffentlichen Handlungsoptionen zu tun ..., die eine gezielte Präzisierung und Weiterentwicklung der moralischen Prinzipien erfordern“ (BAYERTZ 1991: 36).

Diese Grundkonzeption einer „Hermeneutischen Ethik“, die einen konkreten Situationsbezug und die adäquate Berücksichtigung der in diesem Kontext relevanten moralischen Überzeugungen erlaubt, hat Irrgang (2007) mit Blick auf eine, wie es im Titel heißt, „pragmatisch-ethische Orientierung in technologischen Gesellschaften“ ausgearbeitet. Dabei setzt er sich auch mit dem Pragmatisten William James auseinander (IRRGANG 2007: 15–18) und erarbeitet eine Ethik-konzeption, die derjenigen von John Dewey insofern nicht unähnlich ist, als diese Moralurteile nicht nur über das Kriterium der Situationsadäquatheit, sondern zugleich auch kohärentistisch über ein möglichst breites System von alltäglichen und wissenschaftlich-spezialisierten Überzeugung zu reflektieren sucht (IRRGANG 2007: 25). Ich werde Deweys metaethischen Ansatz, auf den ich mich in meiner Arbeit stützen werde, in Abschnitt 1.2 noch genauer ausführen.

Weil sich eine kohärentistisch bzw. kontextualistisch begründete angewandte Ethik methodisch dazu eignet, allgemeinere moralische Prinzipien mit konkreten Erfordernissen der Entscheidungssituationen zu vermitteln, kann sich eine solche Ethik beispielsweise an denjenigen großen normativen Leitbegriffen orientieren, welche die jeweilige ethische Debatte zum Entscheidungsproblem in Bevölkerung, Medien, Politik und Wissenschaft prägen und welche dabei nicht selten in starkem Konflikt stehen. Solche ethischen Leitbegriffe könnten im Falle einer Ethik der öffentlichen Sicherheit innerhalb des europäischen Kontextes etwa ‚Rechtsstaatlichkeit‘, ‚Abwehrrechte des Individuums‘, ‚Schutzauftrag des Staates‘, ‚Privatsphäre‘ oder ‚Selbstbestimmung‘ sein. In diesem Sinne ermöglicht sie es, methodengeleitet und epistemologisch geklärt den Stand der relevanten ethischen Forschung einzubeziehen und dadurch die von der TA immer wieder geforderte ethische Orientierungsfunktion für staatliches Handeln und gesellschaftliche Debatten zu gewährleisten. Hermeneutisch ausgerichtet ist eine solche Orientierungsfunktion, sofern sie derartige ethische Leitbegriffe nicht auf ein moralisches Grundprinzip oder ein bestimmtes Kalkül reduziert und damit verdeckt, sondern indem sie in rekonstruierender, (re-)interpretierender Weise ein tiefgehendes *Verstehen* dafür ermöglicht, welche moralischen und gesellschaftspolitischen Konsequenzen technischer Entscheidungen im Bereich der öffentlichen Sicherheit zu erwarten sind.

Eine angewandte Bereichsethik für öffentliche Sicherheit kann hierbei die Funktion übernehmen, die relevanten Felder für eine ethische Analyse und Beur-

teilung von Sicherheitshandeln abzustecken und einer politischen wie gesellschaftlichen Selbstverständigung zugänglich zu machen. Sie kann neben der Orientierungsfunktion somit auch eine ‚Strukturierungs- und Leitungsfunktion‘ (MESSNER 2012) übernehmen, indem sie zum Beispiel öffentliche Debatten aufarbeitet und verschiedene gesellschaftspolitische Optionen und Positionen technischen Sicherheitshandelns im Lichte normativer Leitbegriffe auslegt – wobei diese durch sich neu ergebende technische Möglichkeiten freilich selbst auch revisionsbedürftig werden können. In diesem Sinne betont auch Nida-Rümelin (2008: 40) für eine kohärentistisch argumentierende angewandte Ethik, dass die Rekonstruktion „fester moralischer Überzeugungen“ in einem Handlungskontext „konstitutiver Bestandteil der ethischen Theoriebildung“ sein kann und sein muss. Gerade in der angewandten Ethik bietet eine kohärentistische (hermeneutisch argumentierende) Position dabei die Möglichkeit einer methodisch geklärten Systematisierung der relevanten moralischen Urteilkategorien, Begriffen, Regeln und Wertungen durch ethische Theoriebildung, die sich „bewährt ... in ihrer Anwendung“ (NIDA-RÜMELIN 2008: 41).

Gleichzeitig sollte sich eine solche angewandte Ethik – wie jede andere Form der redlichen Politikberatung (MESSNER 2012) – jedoch nicht anmaßen, alternative Handlungsoptionen vollständig gegeneinander abwägen und Wertkonflikte damit vollständig auflösen zu können. Eine wesentliche Aufgabe einer angewandten Ethik für öffentliche Sicherheit muss es sein, verschiedene gesellschaftspolitische und moralische Perspektiven zugänglich zu machen, sowie fragwürdige reflexartige Denkmuster zu hinterfragen. Eigendynamiken bei gesellschaftspolitischen Entscheidungen zu technischem Sicherheitshandeln können so auch ein Stück weit *irritiert* werden. Erst so kann auch die von Regina Ammicht Quinn und Benjamin Rampp (2009: 142–143) geforderte ideologiekritische Aufgabe einer Sicherheitsethik eingelöst werden, denn erst aus unterschiedlichen argumentativen Perspektiven kann ein umfassendes Bild entstehen, wo im jeweiligen kulturellen Kontext die zentralen Wertkonflikte liegen und für wen bzw. für welche Werte überhaupt Sicherheit gewährleistet wird. Nur so kann die nötige Distanz gewonnen werden, um ein Verständnis davon zu entwickeln, „welchen Preis – in Form von Geld, Freiheit, Gerechtigkeit oder Privatheit ... wir bereit [sind] für den Wert ‚Sicherheit‘ zu bezahlen“ (AMMICHT QUINN & RAMPP 2009: 143).

Empirische Herausforderungen

Gelingt eine überzeugende metaethische Begründung des methodischen Vorgehens, dann ist die Wissenschaftlichkeit eines ethischen Beratungsangebots allerdings noch in einer weiteren Hinsicht begründungsbedürftig. Denn nicht nur in moralischer Hinsicht muss der Entscheidungskontext adäquat theoretisch erfasst werden, sondern auch die Beschreibung der ‚empirischen Technikfolgen‘, also

des Objekts der moralischen Bewertungen, muss adäquat theoretisch fundiert werden. Es bedarf dabei „einer genauen Kenntnis der ethisch relevanten empirischen Umstände ... Ethische Urteile und Lösungsvorschläge sind in hohem Maße abhängig von dem empirischen Wissen über die Sachverhalte, um dies es geht“ (ZICHY 2008: 96). Auch in dieser Hinsicht muss die Theoriebildung einer angewandten Ethik also als fallibel bzw. als offen für Berichtigung und Revision gelten, und dies muss bei der Formulierung ihrer eigenen Geltungsansprüche berücksichtigt werden: „Die behauptete oder in Anspruch genommene Richtigkeit der Problemlösungen steht daher immer unter dem grundsätzlichen Vorbehalt der richtigen Information und ist gleichsam mit einem auf ungewisse Zeit ausgestellten Ablaufdatum versehen“ (ZICHY 2008: 96).

Wie ich in Abschnitt 1.1.1 bereits mit Verweis auf das Collingridge-Dilemma ausgeführt habe, hat sich in der TA-Forschung schon früh das Problem herauskristallisiert, dass das Folgewissen zu den technischen Entwicklungen insbesondere in der Frühphase der Entwicklung und Implementierung von Technologien sehr begrenzt ist. Hierdurch wurde das Selbstverständnis der klassischen TA als das eines Frühwarnsystems (VAN EIJNDHOVEN 1997: 277) zutiefst fragwürdig. Diese „prognostisch“ (GRUNWALD 2015: 66) konzipierten Folgeabschätzungen gingen zunächst noch davon aus, zukünftige Auswirkungen technischer Entwicklungen zuverlässig vorhersagen zu können. Letztlich scheiterte dieser Anspruch aber an der Komplexität des gesellschaftlich-technischen Wandels. Entsprechend wird dieser Ansatz, wie Grunwald (2015: 66) ausführt, „nach einer Reihe von Misserfolgen ... gegenwärtig praktisch nicht mehr verfolgt.“

Statt dessen dominieren heute szenarienbasierte Ansätze, die die Fülle möglicher zukünftiger Entwicklungen methodisch dadurch eingrenzen, dass sie die Zukunft nicht vorhersagen, sondern sich etwa auf „*Best-case*“- und „*Worst-case*“-Alternativen berufen und dadurch ihre anwendungsorientierte Orientierungs- und Leitungsfunktion zu erfüllen suchen (GRUNWALD 2015: 65). Szenarische Argumentationen entfalten ihre Stärke vor allen Dingen dann, wenn sich ‚gut mögliche Zukünfte‘ von ‚weniger gut möglichen Zukünften‘ unterscheiden lassen – je ungewisser allerdings die Zukunftsprognosen werden, das heißt je weniger absehbar ist, was denn nun als realistisches *Best-case*-Szenario gelten kann, desto fragwürdiger wird es, sich in seinen Handlungsentscheidungen an erwarteten Folgen zu orientieren (GRUNWALD 2015: 66–67). Dies wird speziell an sich gerade erst abzeichnenden technischen Entwicklungen deutlich, etwa im Bereich der Nano-Technologien: „Angesichts des extremen Schwankens früherer Reflexionsansätze zwischen Paradieserwartungen und Befürchtungen der Apokalypse ... war hier nicht nur der prognostische Ansatz, sondern sogar das Denken in alternativen Zukünften illusorisch“ (GRUNWALD 2015: 66).

Der Gegenstand dieser Arbeit ist hiervon sicherlich nicht in gleicher Weise betroffen. Wie in Kapitel 2 deutlich werden wird, lassen sich Prozesse der Fluggastkontrollen verhältnismäßig gut beschreiben und auch neuere Entwicklungen

zeichnen sich – verglichen mit jenen in der Nano-Technologie – verhältnismäßig deutlich ab. Zudem gilt, dass

„die Tatsache, daß technisches Handeln immer ein Handeln unter Ungewißheit darstellt, ... kein Argument gegen philosophische Technikfolgenbeurteilung [liefert], sondern ... geradezu die Notwendigkeit ethischer Reflexion unter Akzeptabilitätsgesichtspunkten [betont]“. (GRUNWALD 1999: 77)

Es lohnt sich hierbei, Grunwalds Lösungsvorschlag für Fälle höchst unsicheren Zukunftswissens zu Technikfolgen kurz näher zu betrachten. Er schlägt vor, in diesen Fällen eine „hermeneutische Wende“ (GRUNWALD 2015: 66) zu vollziehen. Nicht ein zu produzierendes Zukunftswissen bilde dann die Grundlage der Orientierungsfunktion, sondern vielmehr eine Analyse der mit einer Technik verbundenen Hoffnungen und Ängste, sowie der narrativen Bedeutungszuschreibungen im Ganzen:

„Damit erzählen Zukünfte, wenn prognostische oder szenarische Orientierungen nicht gelingen, ausschließlich etwas über uns heute. Technikzukünfte als ein Medium gesellschaftlicher Debatten bergen Wissen und Einschätzungen, die es zu explizieren lohnt, um eine transparentere demokratischere Debatte und entsprechende Entscheidungsfindung zu erlauben.“ (GRUNWALD 2015: 68)

Für den Gegenstand dieser Arbeit ist dabei insbesondere Grunwalds rhetorischer Anschluss an diese Überlegungen relevant:

„Haben nicht auch traditionelle Formen der Technikfolgenreflexion (Prognostik, Szenarien) eine hermeneutische Seite? Werden vielleicht hermeneutisch bedeutsame Konstellationen hinter scheinobjektiven Zahlenreihen, Prognosen und in Diagrammen geradezu versteckt?“ (GRUNWALD 2015: 68)

Grunwald fordert somit implizit einen interpretierenden, reflexiv ausgerichteten Umgang mit den häufig als ‚objektiv‘ oder ‚empirisch‘ beschriebenen Folgen technischen Handelns. Nach der demokratiethoretischen Herausforderung einer sich über die Öffentlichkeit vollziehenden Selbstverständigung verweisen demnach auch die beiden wissenschaftlichen Herausforderungen einer metaethischen Verankerung der moralischen Beurteilung sowie der einer adäquaten Beschreibung der Technikfolgen auf eine letztlich *hermeneutische Aufgabe der situationsbezogenen Selbstverständigung*. In diesem Sinne ist auch der immer wieder geäußerten Forderung eines alternativen Ansatzes in der Technikfolgenforschung mit Nachdruck zuzustimmen: „Weg von der Abschätzung und Bewertung einer Technik als solche hin zu einer Gesellschaftsanalyse – *‘the proper point of departure is not to assess technology but to assess society’*“ (PETERMANN 1999: 26).

Ich verwende ‚hermeneutisch‘ hierbei in einem recht weiten Sinn, der insbesondere auf den Aspekt der Selbstverständigung abhebt und dabei ein lebens- bzw. alltagsweltlich verankertes, moralphilosophisches Erkenntnisinteresse formuliert. Das konkretere erkenntnistheoretische und metaethische Fundament meiner Arbeit werde ich in Abschnitt 1.2 genauer ausführen und mich dabei ins-

besondere auf den amerikanischen Pragmatisten John Dewey stützen, dessen Denken zwar immer wieder in die Nähe hermeneutischer Arbeiten gerückt wird, etwa von Gadammers *Wahrheit und Methode* (siehe etwa JEANNOT 2001), der aber ansonsten nicht im engeren Sinne als hermeneutischer Denker gilt.

Wie oben expliziert wird dieser ‚hermeneutische‘ Charakter in meiner Untersuchung derart ausfallen müssen, dass er es ermöglicht, sich auf die spezifischen Anforderungen für den konkreten Anwendungsfall der moralphilosophischen Bewertung von Fluggastkontrollen einzulassen. Eine solche spezifische Anforderung wird in der angewandten Ethik auch und gerade bei der Entwicklung von methodischen Frameworks gefordert, die eine Operationalisierung der ethischen Analyse erlauben sollen. Dies bedeutet, die situationsbezogene moralphilosophische Selbstverständigung soll letztlich auch eine transparente und nachprüfbare Herausbildung von Typiken, Ampelmodellen oder gar ethischen Indizes erlauben. So schreibt auch Grunwald (1999: 77), in einer praxisrelevanten philosophischen TA müssten an die ethischen Reflexionen „explizite Überlegungen zur *Operationalisierung* ethischer Konzepte angeschlossen werden“.

Durch den Anspruch dieser Arbeit, eine ‚auch wirklich anwendbare ethische Expertise‘ zu entwickeln, steht dabei die Verwertbarkeit des erarbeiteten Ansatzes ganz im Vordergrund. Dies impliziert, dass sich dieser Ansatz gerade auch auf *Kompromisse* einlassen können muss, sich also in ein Gespräch verwickeln lassen muss, an dessen Ende auch ein Vorschlag steht, der nicht nur von vornherein sicherheitskritische Perspektiven mit aufgenommen hat. Eine in diesem Sinne operationalisierte, situationsbezogene Selbstverständigung muss konsequenterweise auch zweit- oder drittbeste Lösungen generieren können – was sich auch in der angewandten Ethik keinesfalls von selbst versteht.¹⁵ Forschungsethische Qualitätskriterien wie Redlichkeit, Transparenz der eigenen Analysen und Bewertungsmodelle sowie Distanz zu bestimmten Partikularinteressen stellen sich hier entsprechend noch einmal mit Nachdruck.¹⁶

Freilich wird es angesichts dessen, dass eine angewandte Ethik auf verschiedene philosophische Positionen rekurren muss, eine der zentralen und genuin philosophischen Leistungen dieser Arbeit sein, durchgängig die innere Kohärenz der Prämissen und der Argumentation sicherzustellen – bis hin zum Schritt der Operationalisierung. Der Entwurf eines derartigen Ansatzes darf also nicht in einem eklektischen Konglomerat an Handlungsoptionen und Begründungsmodellen resultieren; er wird aber auch andererseits keine vollständige Synthese der gesellschaftlichen Positionen leisten. Vielmehr muss ein für die konkrete Aufgabenstellung zweckdienliches metaethisches Fundament beschrieben werden, das den systematischen Zugriff auf die verschiedenen jeweils relevanten philosophi-

¹⁵ Für eine derartige Kompromissfähigkeit in der angewandten Ethik und in der wissenschaftlichen Politikberatung haben auch etwa Bayertz (2008: 167) und Messner (2012) plädiert.

¹⁶ Siehe hierzu auch den sechsten Punkt der Qualitätskriterien bei Messner (2012) sowie den Punkt „Missverständnisse“.

schen Positionen und deren anwendungszentrierte Operationalisierung erlaubt. Eine solche metaethische Position soll im Folgenden vorgestellt werden.

1.2 Metaethische Fundierung: John Deweys Moralpragmatismus

1.2.1 Erfahrung und Handeln

Das pragmatische Prinzip

John Dewey gilt neben William James, Ferdinand Canning Scott Schiller, George Herbert Mead und dem Begründer Charles Sanders Peirce als einer der großen Denker des klassischen amerikanischen Pragmatismus. Es ist im Rahmen dieser Untersuchung weder möglich, einen philosophiehistorischen Überblick zum Pragmatismus zu geben, noch kann ich eine Einführung in die Philosophie Deweys präsentieren, die der Komplexität seines Denkens gerecht würde.¹⁷ Vielmehr möchte ich an dieser Stelle lediglich die für meine Untersuchung zentralen Gedanken skizzieren und mich dabei insbesondere auf Deweys Ethikkonzeption konzentrieren.

Beim klassischen Pragmatismus handelt es sich um eine erkenntnistheoretische Position, die man deutlich von dem umgangssprachlichen Gebrauch von ‚pragmatisch‘ unterscheiden muss. Dies ist vor allem deshalb wichtig zu erwähnen, weil mit ‚pragmatisch‘ gerade auch in der angewandten Ethik häufig nicht eine epistemologisch geklärte Argumentation bezeichnet wird, sondern vielmehr ein unkritisches Begründungsverhältnis, das vor allem auf persönlichen Überzeugungen, nicht aber auf qualifizierenden Kriterien beruht. So schreibt etwa Nida-Rümelin (2008: 19): „G ist gegenüber B ein pragmatisch guter Grund für x, wenn sich B durch G von der Richtigkeit von x überzeugen lässt“. Noch gängiger wird ‚pragmatisch‘ als Synonym für am ökonomischen Eigennutz orientiertes Handeln und so genannte Realpolitik verwendet – mit ein Grund dafür, dass Dewey die Bezeichnung nur mit Vorbehalten für seine eigene Position nutzen wollte (FESMIRE 2014: 2; MARTENS 1975: 4).¹⁸ Wie Dewey in einem philosophiehistorischen Aufsatz über die Entstehung des amerikanischen Pragmatismus erläutert, geht die Bezeichnung ‚Pragmatismus‘ letztlich auf die von Pierce übernommene Unterscheidung Kants zwischen ‚praktisch‘ und ‚pragmatisch‘ zurück:

¹⁷ Es sei an dieser Stelle verwiesen auf die einschlägigen Werke von Steven Fesmire (2003, 2014), Micheal Eldridge (1998), David Hildebrand (2008) und Larry Hickman (1990, 2001), auf die ich mich in dieser Arbeit besonders stütze.

¹⁸ Dewey selbst präferiert teilweise die Bezeichnung ‚Instrumentalismus‘ (DEWEY 1984a: 3–21), um die unauflösbare Verschränkung von Erkenntnisinteresse und Wissen hervorzuheben. Letztlich ist aber auch dieser Terminus unglücklich gewählt, verschärft er doch insbesondere das letztgenannte Missverständnis, so als ob sich Wissen subjektiv am jeweiligen Eigennutz orientiere.

“In the *Metaphysic of Morals* Kant established a distinction between ‘pragmatic’ and ‘practical.’ The latter term applies to moral law which Kant regards as *a priori*, whereas the former term applies to the rules of art and technique which are based on experience and are applicable to experience ... In his [Pierce’s] own words, for a person ‘who still thought in Kantian terms most readily, ‘*praktisch*’ and ‘*pragmatisch*’ were as far apart as the two poles; the former belonging in a region of thought where no mind of the experimental type can ever make sure of solid ground under his feet, the latter expressing relation to some definite human purpose. Now quite the most striking feature of the new theory was its recognition of an inseparable connection between rational cognition and rational purpose.” (DEWEY 1984a: 3–4; PEIRCE 1975a: 101)

Im letzten Satz deutet sich dabei bereits an, was den klassischen amerikanischen Pragmatismus von Beginn an als epistemologische Position kennzeichnet, nämlich dass er für die Frage danach, was Wissen bzw. Wahrheit auszeichnet, auf ein ‚Primat des Handelns‘ verweist. Im Zentrum steht hierbei die Idee, dass ‚Wissen‘ im Sinne der Gültigkeit von Theorien, begrifflichen Konzepten und Hypothesen durch deren praktische Konsequenzen verbürgt wird. Theorien und Begriffe erweisen sich nicht in einem universalgültigen Sinne als wahr oder falsch, sondern sie werden als Instrumente des Denkens für das Handeln begriffen, die sich als tauglich oder untauglich erweisen können. Insofern bezeichnet David Hilbrandt (2008: 4) den konsequenten Ausgang von handlungsorientierten Überlegungen (*practical starting point*) für jedwede Theoriebildung als einen der Schlüsselgedanken in Deweys Philosophie.

Blaupause für diesen Gedanken ist schon bei Peirce die experimentelle Methode, die als intelligente Form der Bearbeitung von Problemen betrachtet wird. Hypothesen, Experimente und Schlussfolgerungen sind aber, so die pragmatische Auslegung, nicht isoliert vom jeweiligen Forscher zu begreifen, sondern sie verweisen auf dessen Überzeugungen und Zweifel, die ihn überhaupt erst zum Experimentieren motivieren. Das Experiment ist ein aktives Unterfangen und es erfordert das Engagement eines Forschers, der ein tatsächliches Problem lösen will, etwa einen Zweifel über die Richtigkeit der Hypothese auszuräumen:

„Einige Philosophen bilden sich ein, um mit dem Forschen zu beginnen, genüge es, eine Frage zu äußern ... und sie empfehlen uns sogar, unsere Studien damit zu beginnen, alles in Frage zu stellen! Aber einen Satz bloß in interrogative Form zu setzen, regt den Verstand keineswegs an, nach einer Überzeugung zu streben. Es muß ein wirklicher und lebendiger Zweifel sein, ohne ihn ist jede Diskussion wertlos ... Wenn der Zweifel aufhört, hat die Beschäftigung des Verstandes mit dem in Frage stehenden Gegenstand ihr Ende erreicht; und schritte sie noch weiter fort, so hätte sie keinen Zweck.“ (PEIRCE 1975a: 70–71)

Als tauglich erweist sich die Hypothese eben dann, wenn der Zweifel ausgeräumt werden kann, indem auf Grundlage der Hypothese eine Erfahrung vorhergesagt wird, die sich im Experiment dann auch tatsächlich in dieser Form machen lässt. Ein idealer Experimentator wird daher eine beliebige Aussage

„entweder in der Bedeutung verstehen, daß, wenn eine gegebene Vorschrift für ein Experiment überhaupt ausgeführt werden kann und ausgeführt wird, eine Erfahrung bestimmter Art das Ergebnis sein wird, oder er wird in dem, was man sagt, überhaupt keinen Sinn sehen“ (PEIRCE 1975b: 100).

Peirce verallgemeinert diesen auf das Experimentieren bezogenen Gedanken zum Prinzip belastbaren Wissens überhaupt, wenn er schreibt, dass im Sinne des Pragmatismus ein „Begriff, d.h. der rationale Bedeutungsgehalt eines Wortes oder eines anderen Ausdrucks, ausschließlich in seinem denkbaren Bezug auf die Lebensführung besteht“ (PEIRCE 1975b: 101).

Doch selbst wenn sich der Zweifel durch das Experiment ausräumen lässt, selbst wenn ein klarer Bezug zur Lebensführung besteht und sich eine Annahme als richtig erweist, weil die erwarteten Konsequenzen tatsächlich erfahren wurden, so ist das Misstrauen gegen diese Annahme, wie Peirce (1975b: 102) betont, „selbst dann nur provisorisch“ ausgeräumt, nämlich bis neue Erkenntnisse neuen Zweifel nähren. Mit dieser Position eines konsequenten wissenschaftstheoretischen Fallibilismus¹⁹ wendet sich Peirce – wie auch die späteren Pragmatisten – gegen philosophische Ansätze, die den Begriff ‚Wissen‘ in einem universalgültigen Sinne fassen und Erkenntnisse im Sinne eines Produkts vollständig vom jeweils erkennenden Menschen abzulösen suchen. Statt dessen betont er die Verstrickung eines jeden Philosophierenden in seine Vorannahmen und Überzeugungen:

„Philosophen verschiedenster Richtung schlagen vor, daß die Philosophie von dieser oder jener Geistesverfassung ausgehen soll, in der kein Mensch, am wenigsten aber ein Anfänger in der Philosophie, sich tatsächlich befinden. Einer schlägt vor, man solle damit beginnen, alles zu bezweifeln, als ob zweifeln ‚so leicht wie lügen‘ wäre.²⁰ Ein anderer schlägt vor, man solle damit beginnen, die ‚ersten Sinneseindrücke‘ zu beobachten, wobei er vergißt, daß unsere Wahrnehmungsinhalte die Ergebnisse erkenntnistmäßiger Verarbeitung sind. In Wahrheit jedoch gibt es nur einen Geisteszustand, von dem man ‚aufbrechen‘ kann, nämlich genau den Geisteszustand, in dem man sich zu der Zeit, in der man ‚aufbricht‘, tatsächlich befindet – ein Zustand, in dem man mit einer ungeheuren Masse von bereits geformten Erkenntnissen beladen ist, von denen man sich nicht befreien kann, selbst wenn man es wollte.“ (PEIRCE 1975b: 106–107)

Wissen ist somit niemals statisch zu verstehen, sondern ist als *Wissenschaft* ein kontinuierlicher kultureller Prozess – was Pragmatisten wie Peirce und Dewey häufig dadurch hervorheben, dass sie ihre eigenen Gedanken zum Beispiel nicht als *a theory of ...* bezeichnen, sondern als *inquiry into ...* (Nachforschung).

Wie der pragmatische Grundgedanke der *Rückbindung jedweder Form von Wissen an handlungsrelevante Konsequenzen* und der hierbei implizierte Fallibilismus konkretisiert werden, fällt bei den Theoretikern des klassischen Pragmatismus al-

¹⁹ Dass Peirce hier in einigen Punkten Karl Poppers Überlegungen zum Falsifikationismus nahe steht und ihn zumindest in einigen Teilen vorwegnimmt, haben Susan Haack und Konstantin Kolenda (1977) bereits überzeugend dargelegt.

²⁰ Siehe hierzu auch Fußnote 25.

lerdings jeweils sehr unterschiedlich aus. Der Pragmatismus war deshalb auch nie schulbildend (NOETZEL 2009: 151); es gibt nicht *den* Pragmatismus, sondern unterschiedliche Varianten der Auslegung dieses Kerngedankens bei unterschiedlichen Denkern mit jeweils verschiedenen philosophischen Stoßrichtungen: “As one surveys pragmatism’s historical development, one soon comes to realize that pragmatism is not a doctrine or theory, but a complex of diverse tendencies of thought that move in different directions” (RESCHER 2005: 355). Einen ersten Einblick in Deweys Wendung des pragmatischen Grundgedankens erlaubt sein Konzept von ‚Erfahrung‘ (*experience*).

Erfahrung als umfassender Begriff

Der Begriff ‚Erfahrung‘ spielt in Deweys Philosophie eine Schlüsselrolle, denn er greift in allen Bereichen seines Denkens auf ihn zurück (HILDEBRAND 2008: 9). Wie viele andere seiner Kernbegriffe, so entwickelt Dewey allerdings auch seinen Erfahrungsbegriff in einer Weise, die gängigen philosophiehistorischen Bedeutungen entgegensteht und zu vielen Missverständnissen einlädt:

“One prominent Dewey scholar begins academic presentations with a good-humored mantra: ‘By experience Dewey doesn’t mean experience,’ ‘By nature Dewey doesn’t mean nature,’ ‘By mind Dewey doesn’t mean mind,’ and so on.” (FESMIRE 2014: 81)

Zunächst lässt sich hierbei festhalten, dass Dewey Peirces konsequente Ablehnung eines absolut gültigen Wahrheitskriteriums (epistemologischer Fundamentalismus) teilt. Auch er setzt auf einen vorläufigen, an handlungsorientierte Konsequenzen gebundenen Wahrheitsbegriff und begreift die experimentelle Methode als Zugang zum „authentischsten und verlässlichsten Wissen“²¹ (DEWEY 1984b: 64). Wie oben dargestellt, erweisen sich Theorien und Überzeugungen dabei *in der Erfahrung* hinsichtlich eines konkreten Erkenntnisinteresses als tauglich oder untauglich. Peirces Begriff der Erfahrung ist trotz seiner Betonung des aktiven Erkenntnisprozesses in gewisser Hinsicht stark am Realismus und an der Korrespondenztheorie orientiert – ihm geht es um konkret benennbare Sinneseindrücke, über welche die auf Grundlage von Hypothesen erwarteten Sinneseindrücke insbesondere im Kontext der empirischen Wissenschaften überprüft werden können (RESCHER 2005: 355–356). ‚Wahrnehmung‘ ließe sich nach Peirce also in gewisser Hinsicht als eine Art experimenteller Beobachtung verstehen.

Zwar betont auch Dewey die zentrale Rolle der Erfahrung im Erkenntnisprozess mit Nachdruck. Nicht umsonst schreibt er: “An ounce of experience is better than a ton of theory simply because it is only in experience that any theory has vital and verifiable significance” (DEWEY 1980: 151).²² Allerdings versteht

²¹ Meine Übersetzung, im Original: “the most authentic and dependable knowledge”.

²² Es wird sich später noch zeigen, dass Dewey damit keineswegs die Erfahrung gegen die Theorie ausspielen möchte – in jeder Erfahrung sind nach Dewey bereits eine Vielzahl von

er ‚Erfahrung‘ in einem deutlich erweiterten Sinne, welcher Werte, Wünsche, Überzeugungen und Gefühle ganz explizit mit einschließt. ‚Erfahrung‘ wird bei Dewey somit viel deutlicher noch als bei Peirce aus den aktiven Prozessen des *Erfahrens* heraus verstanden:

“We begin by noting that ‘experience’ is what James called a double-barrelled word. Like its congeners, life and history, it includes *what* men do and suffer, *what* they strive for, love, believe and endure, also *how* men act and are acted upon, the ways in which they do and suffer, desire and enjoy, see, believe, imagine – in short, processes of *experiencing* ... It is ‘double-barrelled’ in that it recognizes in its primary integrity no division between act and material, subject and object, but contains them both in an unanalyzed totality.” (DEWEY 1981: 18)

Vor Dewey deutete auch schon James das pragmatische Prinzip für weitere Bereiche der Erfahrung aus, etwa für die Affektivität und insbesondere für die Religiosität. Wie Rescher (2005: 357) etwas zugespitzt betont, liegt dieser Erweiterung bei James jedoch ein eher psychologisches Erkenntnisinteresse zugrunde, wodurch dessen Erfahrungsbegriff individualistische Züge trägt. Hans Joas (2013: 85) spricht hierbei von einem „von kognitiven Argumenten abgelösten subjektiven Gewißheitscharakter“. Dewey grenzt sich hiervon deutlich ab und betont hingegen insbesondere *sozialhistorische* Elemente. Er begreift menschliche Erfahrung integrativ sowohl aus ihrem physisch-biologischen wie auch ihrem historisch-sozialen Gefüge heraus. Erst im reflektierenden, theoretisierenden Denken scheiden wir ‚objektive Umwelt‘ und ‚subjektive Wahrnehmung‘ oder auch ‚physische Umwelt‘ und ‚kulturelle Produkte‘ und begreifen sie als voneinander getrennt:

“It is significant that ‘life’ and ‘history’ have the same fullness of undivided meaning. Life denotes a function, a comprehensive activity, in which organism and environment are included. Only upon reflective analysis does it break up into external conditions – air breathed, food taken, ground walked upon – and internal structures – lungs respiring, stomach digesting, legs walking. The scope of ‘history’ is notorious: it is the deeds enacted, the tragedies undergone; and it is the human comment, record, and interpretation that inevitably follow. Objectively, history takes in rivers, mountains, fields and forests, laws and institution; subjectively it includes the purposes and plans, the desires and emotions, through which these things are administered and transformed.” (DEWEY 1981: 19)

Wie umfassend sein Begriff der Erfahrung ist, zeigt sich auch darin, dass er für seine Überarbeitung von *Experience and Nature* in Erwägung zog, den Begriff ‚*experience*‘ durch ‚*culture*‘ zu ersetzen (DEWEY 1981: viii). Zum anderen macht auch sein Wort-Konstrukt ‚*body-mind*‘ (DEWEY 1984b: 191) deutlich, inwiefern er die Trennung von Erfahrung und Körperlichkeit begrifflich zu überwinden sucht. So schreibt Dewey, man müsse Erfahrung zunehmend auch als einen ‚die Grenze der

Theorien und begrifflichen Überzeugungen vorgängig. Damit sich eine Theorie aber als *tauglich*, das heißt für einen konkretes Problem als *relevant* und *adäquat* erweisen kann, muss sie gemäß dem pragmatischen Prinzip immer auf einen konkret benennbaren Erfahrungskontext verweisen.

Haut überschreitenden Prozess' (*transdermally transactional*) begreifen (DEWEY 1989: 117; zitiert nach FESMIRE 2014: 48). Vor diesem Hintergrund kann man ‚*experience*‘ bei Dewey vielleicht umfänglicher mit ‚Erleben‘ übersetzen.²³

²³ Der konsequente Ausgang von der Erfahrung im integrativen Sinne des Erlebens ebenso wie Deweys Überlegungen zum *body-mind*, erinnern – gerade im Kontext der deutschsprachigen Philosophie – stark an phänomenologische Konzepte wie Lebenswelt und Leiblichkeit. Insofern spielt die von mir gewählte Übersetzung von *experience* als ‚erleben‘ bewusst auch auf eine Konzeption der Erfahrung an, die in der phänomenologischen Philosophie (unter Rückgriff auf Dilthey und im Anschluss an Heidegger) ausgearbeitet wurde. Obwohl ich mit Noetzel (2009: 171) durchaus eine große Anschlussfähigkeit Deweys an die Forschungsstrategien der Phänomenologie und Hermeneutik sehe, gerade auch in der strikten Zurückweisung der Trennung von subjektiver Erfahrung und objektiver Natur, weist Deweys Denken dann jedoch in eine andere Richtung. In *Experience and Nature* verortet Dewey (1981: 10) sich am ehesten noch als „naturalistischer Empirist“ – und schließt direkt an, dass die Verbindung naturalistischer und empiristischer Positionen zunächst wie ein Selbstwiderspruch erscheinen muss. Naturalistisch kann seine Position insofern bezeichnet werden, als Dewey den Menschen und damit auch die menschliche Erfahrung als Teil der Natur selbst begreift: „... experience is *of* as well as *in* nature. It is not experience which is experienced, but nature – stones, plants, animals, diseases, health, temperature, electricity, and so on. Things interacting in certain ways *are* experience; they are what is experienced. Linked in certain or other ways with another natural object – the human organism – they are *how* things are experienced as well. Experience thus reaches down into nature; it has depth” (DEWEY 1981: 12–13). Deweys Naturalismus mündet letztlich in der Idee, seinen umfassenden Erfahrungsbegriff als evolutionäres Produkt in Anlehnung an Darwin zu deuten. Was dessen Überlegungen für Dewey so interessant macht, ist, dass er in ihnen eine Denkfigur findet, die über die experimentelle Methode Wege aufzeigt, wie die absolute Gültigkeit von Theorien und Begriffen durchbrochen werden konnte, ohne dadurch in einem Relativismus zu münden: “In an influential essay written in 1909 ... Dewey began by noting that Darwin’s theory of natural selection provoked an intellectual and scientific revolution that ran much deeper than mere conflicts with religious doctrines. *Species* is the Latin (scholastic) translation of the Greek word *eidos*, associated with Plato’s forms and Aristotle’s ‘formal cause.’ Darwin’s theory of evolution through natural selection overturned the Aristotelian idea of unchanging formal causes that define the essence of objects. Permanence was gone, but not durability. Enter philosophy’s Darwin. Dewey set out to redirect the misguided quest for immutable principles ... just as Darwin had done for fixed species in biology” (FESMIRE 2014: 43).

Deweys Idee besteht darin, körperlich wie historisch kontextualisierte Erfahrungen und Theoriebildungen als evolutionären Lernprozess angesichts problematischer Situationen zu deuten. Entsprechend stellt Dewey auch die Hypothese auf, dass sich Philosophie nicht aus rein intellektuellen Anlässen heraus entwickelt hat, sondern aus sozialen und emotionalen Motivationen heraus (DEWEY 1982a: 94). Begreift man Deweys naturalistischen Empirismus nicht, wie ich es tue, als *Auslegung* seines Erfahrungsbegriffs auf den zu seiner Zeit aktuellen Stand der biologischen Forschung hin, sondern als metaphysischen Ausgangspunkt seiner Epistemologie, so scheinen sich mir gravierende Probleme zu ergeben. Fallibele, historisch verortete Überzeugungen (Darwins Theorie) würden dann einen gewissenmaßen unabhängigen Maßstab für Deweys Konzept der Erfahrung bilden. Dies widerspräche aber letztlich Deweys eigenem Anspruch, jedwede Form des Wissens an handlungsgebundene Konsequenzen in der Erfahrung rückzubinden. Eine genauere Klärung dieser Problematik ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, doch scheint es mir für meine weitere Argumentation nötig, mit Sidney Hook darauf hinzuweisen, dass der Naturalismus in Deweys Theorie letztlich seinem Erfahrungsbegriff nachgeordnet ist und etwa für seine moralphilosophische Position nicht zwingend übernommen werden muss (DEWEY 1981: xiv–xv).

Dewey's Absicht ist es dabei nicht, konzeptuelle Unterscheidungen wie Subjekt und Objekt oder Kultur und Natur vollständig einzuebneten. Es geht ihm vielmehr darum, ihnen ihren Status als nicht mehr weiter zu hinterfragende Ausgangspunkte des philosophischen Denkens zu nehmen. An die axiomatische Stelle dieser Unterscheidungen tritt bei Dewey einerseits der Ausgang von einem möglichst umfassenden Begriff des Erfahrens im Sinne des körperlich, sozial und historisch verorteten Erlebens, sowie andererseits das pragmatische Prinzip der Rückbindung von jedweder Form des Wissens und der Theoriebildung an handlungsrelevante Konsequenzen *in* der Erfahrung. Dabei macht er insbesondere das ‚gewöhnliche‘, ‚alltägliche‘ Erleben stark. So schreibt er, man könne den Wert einer philosophischen Theorie ganz einfach daran bemessen, ob sie es erlaubt Urteile zu fällen, die anschlussfähig an alltägliche Erfahrungen und Probleme sind:

“There is here supplied, I think, a first-rate test of the value of any philosophy which is offered to us: Does it end in conclusions which, when they are referred back to ordinary life-experiences and their predicaments, render them more significant, more luminous to us, and make our dealings with them more fruitful? Or does it terminate in rendering the things of ordinary experience more opaque than they were before, and in depriving them of having in ‘reality’ even the significance they had previously seemed to have?” (DEWEY 1981: 18)

Man darf diesen immer wieder geforderten Handlungsbezug allerdings nicht dahingehend missverstehen, dass angenommen würde, Erkenntnisse, Begriffe und Theorien gingen vollständig im Handeln auf. Da das pragmatische Prinzip aber von einem strengen Fallibilismus ausgeht, müssen diese, damit sie sich als *tauglich* erweisen und sich somit gegenüber bloßen Annahmen erkenntnistheoretisch ausweisen können, auf einen wie auch immer gearteten Erfahrungskontext zurückverweisen können. Durch Dewey's Ausweitung des Erfahrungsbegriffs wird das Konzept der ‚handlungsrelevanten Konsequenzen‘ daher zu einem ebenso stark erweiterten Begriff. Gleichzeitig wird dadurch deutlich, wie unmittelbar Erleben und Handlung bei Dewey zusammenhängen. Erleben darf nicht als passives Erlebnis missverstanden werden, sondern entfaltet sich im handelnden Umgang mit der Umwelt – und mit den sich daraus ergebenden Anforderungen.

Ausgehend von dem Anspruch, alltägliche Erfahrungsprozesse adäquat zu beschreiben, unterscheidet Dewey (1981: 16) im Prozess des Erlebens grundsätzlich zwei ‚Momente‘, zum einen die Primärerfahrung (*ordinary, primary experience*) und sodann die auf ihnen beruhende reflektierte oder sekundäre Erfahrung (*reflective, secondary experience*). Es ist wichtig zu bemerken, dass Dewey schon die Primärerfahrung in gewisser Hinsicht als Sinnverstehen (*sense-contact*) konzipiert. Es handelt sich hierbei also nicht um die Bezeichnung einer Art von Sinnesmaterial, sondern schon hier im umfassenden Sinne um Erleben.²⁴ In der Primärer-

²⁴ Entsprechend wirken auch hier bereits, wie noch deutlich werden wird, begriffliche und theoretische Vorprägungen.

fahrung, so Dewey (1981: 16) weiter, ergeben sich allerdings Situationen, die als ‚problematisch‘ erlebt werden. Wie schon Peirce, so geht also auch Dewey von konkreten, lebendigen²⁵ Problemen aus; aus ihnen entstehen die Motivationen und Anregungen, uns überhaupt über unsere Erlebnisse und unser Handeln Gedanken zu machen. Die Erfahrung problematischer Situationen regt einen intellektuellen Reflexionsprozess an, der darauf abzielt, das Problem besser zu verstehen und es im Idealfall zu lösen.

Dieser Reflexionsprozess verläuft aber nicht isoliert; durch ihn wird die in der primären Wahrnehmung erfahrene Situation transformiert. Ist der Prozess erfolgreich, so wird die Situation mit einem *vertieften* Verständnis erlebt: “But just what role do the objects attained in reflection play? Where do they come in? They *explain* the primary object, they enable us to grasp them with *understanding*, instead of just having sense-contact with them” (DEWEY 1981: 16). Die Vertiefung des Verstehens liegt dabei nach Dewey in einer Bereicherung der erfahrenen Situation. Dies geschieht einerseits durch im Nachdenken gezogene Verknüpfungen mit anderen bereits gemachten bzw. mit zuvor als isoliert voneinander erfahrenen Eindrücken. Andererseits geschieht dies auch durch bewusste Vorgriffe und Vereinfachungen (*deliberate omission*), welche die Situation auf das konkrete Problem hin (*for the purpose of the inquiry in hand*) besser fassbar machen (DEWEY 1981: 16, 25).

Das Ziehen neuer Verknüpfungen und das Entwerfen solcher theoretischer Zuschnitte ist aber gerade kein Endpunkt, denn beides geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern immer auf ein konkretes Erkenntnisinteresse hin. Hier liegt die oben zitierte Kernkritik Deweys an ‚unfruchtbaren‘ Philosophien, denen er vorwirft, an genau dieser Stelle stehenzubleiben und dabei den Prozess des Erfahrens, die Fülle an Erfahrungsinhalten sowie die theoretischen Vorgriffe und Vereinfachungen unexpliziert zu lassen:

“... we have considered some typical ways and important places in which traditional philosophies have gone astray through failure to connect their reflective results with the affairs of every-day primary experience. Three sources of large fallacies ... are the complete separation of subject and object, (of *what* is experienced from *how* it is experienced); the exaggeration of the features of known objects at the expense of the qualities of objects of enjoyment and trouble, friendship and human association, art and industry; and the exclusive isolation of the results of various types of selective simplifications which are undertaken for diverse unavowed purposes.” (DEWEY 1981: 36)

²⁵ Peirce benutzt die Metapher des ‚lebendigen Zweifels‘ um tatsächlich erlebte Problemsituationen von bloß hypothetisch-skeptizistischem sowie von cartesianisch-methodischem Zweifeln zu unterscheiden. Die oben bereits zitierte einschlägige Stelle lautet dabei: „Einige Philosophen bilden sich ein, um mit dem Forschen zu beginnen, genüge es, eine Frage zu äußern, sei es mündlich oder, indem man sie schriftlich niederlegt, und sie empfehlen uns sogar, unsere Studien damit zu beginnen, alles in Frage zu stellen! Aber einen Satz bloß in interrogative Form zu setzen, regt den Verstand keineswegs an, nach einer Überzeugung zu streben. Es muß ein wirklicher und lebendiger Zweifel da sein, ohne ihn ist jede Diskussion wertlos“ (PEIRCE 1975a: 70).

Erst wenn sich diese durch Reflektieren erworbenen Verknüpfungen und Vereinfachungen erfolgreich zurückbinden lassen an unseren Umgang mit lebendigen Problemen in konkreten Situationen, können wir mit Dewey von einem vertieften Verständnis sprechen, weil sie uns helfen, die als problematisch erlebte Situation zu bearbeiten.

“... in seeing how [philosophical theories] thus function in further experiences, the philosophical results themselves acquire empirical value; they are what they contribute to the common experience of man, instead of being curiosities to be deposited, with appropriate labels, in a metaphysical museum.” (DEWEY 1981: 26)

Diesbezüglich können wir festhalten, dass Deweys Begriff der Erfahrung argumentativ nicht die Rolle eines Hilfsbegriffs oder eines Prüfsteins für die Ausweitung von Theorien als ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ spielt, sondern umgekehrt: Wissen und Theoriebildung werden zum *Werkzeug des Erlebens*, das heißt sie erweisen sich als tauglich zur Problembewältigung im handelnden Umgang mit der Umwelt. So schreibt Noetzel (2009: 154–155), Deweys Erfahrungsbegriff schließe das Verständnis von geglückten Handlungen als „erfolgreiche Anpassung an Umweltansprüche“ ein. Wenn bei Peirce die pragmatische Methode also noch mehr oder weniger auf wissenschaftliche Erkenntnis und lebendigen Zweifel an empirischen Theorien beschränkt bleibt, so begreift Dewey sie als Weg zur erfolgreichen Bewältigung problematischer Situationen überhaupt. Hildebrand (2008: 53–57) fasst diesen Prozess der handlungsbezogenen Transformation von Primärerfahrung in reflektierte Erfahrung folgendermaßen zusammen: Zunächst wird eine offene Situation als problematisch erlebt – etwas stimmt nicht; durch Nachdenken wird dann versucht das Problem durch erste Bestimmungen greifbar zu machen; sodann wird eine Hypothese aufgestellt, wie das Problem zu lösen sein könnte; die Konsequenzen der Lösung werden ausgelotet; die Lösung wird schließlich ausprobiert, Konsequenzen werden erfahren, sie lösen das Problem bzw. bestätigen die Hypothese vorläufig oder widerlegen sie und das Problem bleibt bestehen.²⁶

²⁶ Hier wird die von Husserls Phänomenologie recht deutlich zu unterscheidende Stoßrichtung Deweys in der Analyse des umfassenden Erlebens deutlich. Dewey beabsichtigt keine genauere Differenzierung der strukturellen Prozesse des Erlebens – etwa eine Unterscheidung hyletischer Sinnesdaten und intentionaler Formung und Sinnggebung. Beides bleibt aus phänomenologischer Sicht sowohl im Primär- wie auch im reflektierten Erleben vermengt (diese Einsicht verdanke ich Christopher Gutlands hilfreichen Kommentaren). Vielmehr will Dewey über seinen umfassenden Erlebensbegriff im Ausgang von alltäglichen Problemsituationen das pragmatische Prinzip erkenntnistheoretisch für Themengebiete wie Ethik, Pädagogik, Wissenschaftstheorie oder Demokratietheorie fruchtbar machen. Hier bieten sich meiner Meinung nach umfassende Anschlussmöglichkeiten zwischen Phänomenologie, Hermeneutik und Pragmatismus an, zumal man Deweys zum Teil scharfe Kritik an ‚unfruchtbaren‘ Metaphysikdebatten in der Philosophie nicht missverstehen darf als Einschränkung legitimer Forschungsbereiche. So könnte man das Sichbewähren bzw. das Scheitern einer Theorie im Erleben etwa erhellend mit Husserls Begriff der Erfüllung in Verbindung bringen.

Dewey ist sich natürlich bewusst, dass Prozesse des Reflektierens keineswegs immer ‚erfolgreich‘ sind, das heißt sie erweisen sich häufig als untauglich zur Transformation einer als problematisch erfahrenen Situationen in eine als weniger problematisch erfahrene. Gemäß dem oben erläuterten pragmatischen Prinzip bleibt der Ausgang jedes handelnden Umgangs mit der Umwelt also ungewiss. Mehr noch, Dewey begreift jedes Handeln als zutiefst von Ungewissheit und möglichen Gefahren geprägt und verweist immer wieder auf die Begrenztheit der absehbaren Konsequenzen:

“Uncertainty is primarily a practical matter. It signifies uncertainty of the *issue* of present experiences; these are fraught with future peril as well as inherently objectionable. Action to get rid of the objectionable has no warrant of success and is itself perilous.” (DEWEY 1984b: 178)

“It is important for philosophic theory to be aware that the distinct and evident are prized and why they are. But it is equally important to note that the dark and twilight abound. For in any object of primary experience there are always potentialities which are not explicit; any object that is overt is charged with possible consequences that are hidden; the most overt act has factors which are not explicit.” (DEWEY 1981: 28)

Dieser fundamentalen Handlungsunsicherheit aktiv zu begegnen ist für Dewey dabei eben keine Frage des Ausgangs von den ‚richtigen‘ Prämissen, sondern eine Frage des ‚intelligenten‘ Vorgehens. In Deweys Wendung zeigt sich das pragmatische Prinzip als eine *methodische Explizierung* von Strategien der alltäglichen Problembewältigung in der Erfahrung. Durch seinen konsequent handlungsbezogenen und zugleich historisch und sozial verorteten Erfahrungsbegriffs kann Dewey das pragmatische Prinzip methodisch somit auch für Bereiche fruchtbar machen, die Peirces wissenschaftsorientiertem und James’ eher subjektivistischem Pragmatismus verschlossen bleiben. Dies gilt etwa für die sozialen Handlungsbereiche der Politik, der Pädagogik und, was für diese Arbeit zentral ist und worauf das Folgende entsprechend abstellen wird, für den Bereich der Moral. Um dies noch etwas besser greifbar zu machen, wird es sinnvoll sein, den Zusammenhang zwischen Handeln, Erkenntnis und Erfahrung noch einmal genauer zu beleuchten.

Geteiltes Erleben, Habitualität und Intelligenz

Der Rückgriff auf das Kriterium der Tauglichkeit und die Ausrichtung auf handlungsbezogene Konsequenzen scheinen zunächst nahezu legen, dass Deweys Ansatz – ähnlich wie der von James – in einer subjektivistischen Theorie enden müsste, denn letztlich scheinen sich diese Begriffe am *jeweiligen* Erleben auszurichten, das heißt an der von einer problematischen Situation jeweils konkret betroffenen Person. Wenn ‚Wissen‘ im Sinne von ‚Tauglichkeit‘ verstanden wird, so scheint dies nahezu legen, sind keine verbindlichen Kriterien mehr möglich, anhand derer man Erkenntnisse gegenüber bloßen Behauptungen auszeichnen könnte – der relativistischen Position wären dann Tür und Tor geöffnet.

Dewey (1981: 22–23) begegnet dem Relativismusvorwurf mit dem Verweis auf habituelle Überzeugungen und Erwartungen. Primärerfahrungen seien dabei zunächst von so fesselnder Geltungskraft (*arresting and engrossing*), dass wir dazu tendieren, sie uneingeschränkt zu akzeptieren. Dies betreffe nicht nur das Erleben der physischen Umwelt, sondern ebenso moralische, religiöse und politische Überzeugungen. Erst bei nähergehender Analyse unserer Erfahrungen stelle sich heraus, dass soziale Faktoren wie Tradition, Autorität und Bildung einen fundamentalen und umfassenden Einfluss darauf haben, welchen Aussagen wir Glauben schenken und welche Erwartungen wir hegen:

“Thus we discover that we believe many things not because the things are so, but because we have become habituated through the weight of authority, by imitation, prestige, instruction, the unconscious effect of language, etc. We learn, in short, that qualities which we attribute to objects ought to be imputed to our own ways of experiencing them, and that these in turn are due to the force of intercourse and custom.” (DEWEY 1981: 23)

Es ist wichtig zu bemerken, dass Dewey dabei individuellen Faktoren zwar grundsätzlich einen gewissen Raum gibt – das heißt mein Erleben ist durchaus *je meines*. Allerdings spricht er *sozialen*, also den auf Interaktion beruhenden kulturellen und sprachlichen Faktoren hierbei einen entscheidenderen Einfluss zu. Gerade die sprachliche Kommunikation spielt hierbei eine zentrale Rolle. Wie Dewey (1981: 159) schreibt, ermöglicht sie uns überhaupt erst, in einer Welt voller Dinge zu leben, die eine geteilte, die Isolierung des je vereinzelt Erlebens überwindende Bedeutung haben: “... [communication] is final as a sharing in the objects and arts precious to a community, a sharing whereby meanings are enhanced, deepened and solidified in a sense of communion” (DEWEY 1981: 159). Um dies zu unterstreichen spricht Dewey (1981: 157) deshalb auch von einem „geteilten Erleben“ (*shared experience*).

„Wissen“ ist damit einerseits hinsichtlich der je individuell gerechtfertigten Geltungskraft funktional im Sinne der Tauglichkeit verankert, andererseits aber auch hinsichtlich der intersubjektiven Gültigkeit in Kommunikation und Interaktion verwurzelt, das heißt in historisch und kulturell geprägten Überzeugungen und Erwartungen.²⁷ Deweys epistemologischer Standpunkt erweist sich hierbei als ein über praktische Konsequenzen verbürgter Kontextualismus.²⁸ Gemäß dem pragmatischen Prinzip verweist ‚Wahrheit‘ – ein Begriff, den Dewey nur

²⁷ Hierzu Fesmire (2014: 99): “Dewey aimed to incorporate the *function* of truth within the concept of warranted assertability. To say an assertion is warranted affirms that it can be trusted, relied upon. For the time being, when we act on the assertion things go as anticipated.” Dem ist wie beschrieben hinzuzufügen, dass die soziale Verbindlichkeit der Rechtfertigung über den Kontext (und das heißt insbesondere kommunikativ) verankert ist.

²⁸ Wie ich in Fußnote 14 ausgeführt habe, greifen im Pragmatismus Kohärenzismus und Kontextualismus aufs Engste ineinander. Weil historisch-kulturell geprägte Überzeugungen und Erwartungen alltägliche wie auch wissenschaftlich-spezialisierte Überzeugungssysteme ausbilden, erweist sich die Situationsadäquatheit eines Urteils auch über eine möglichst große Kohärenz mit solchen Systemen.

sehr zögerlich verwendet, – immer auf einen situierten Prozess der Nachforschung (*inquiry*) und das Kriterium der Tauglichkeit damit insbesondere auf die jeweilige historisch-kulturelle Situation dieser Nachforschung. Hildebrand schreibt entsprechend auch:

“Truth is a label characterizing what inquiry has come up with – in that situation, for those purposes ... ‘The attainment of settled beliefs’, Dewey writes, ‘is a progressive matter; there is no belief so settled as not to be exposed to further inquiry.’ ... To say it is true that ‘Fresh bread, when eaten, provides nourishment’ is to announce that this belief can be used reliably as a conceptual ingredient in future inquiries. It is not a statement about the way the world really is.” (HILDEBRAND 2008: 60–61; DEWEY 1982b: 16)

Solche kommunikativ stabilisierten Überzeugungen (*settled beliefs*) prägen zutiefst unser Erleben und unseren alltäglichen Umgang mit der Umwelt. In unserer Primärerfahrung schlagen sie sich als Dispositionen nieder, als sozial habitualisierte Denkhaltungen und Handlungen (*collective habit, social custom*). So schreibt Dewey (1983: 21, 25, 31), Absichten und Ideen entstünden nicht einfach aus dem Nichts, sondern seien geprägt durch frühere Interaktionen mit der Umwelt, die aktiv weiter in uns fortwirken. Als Habitualitäten griffen sie direkt in unser Erleben und Handeln ein und verliehen diesem Kontinuität und Struktur:

“There is no immaculate conception of meanings or purposes. Reason pure of all influence from prior habit is a fiction ... A moderate amount of observation of a child will suffice to reveal that even such gross discriminations as black, white, red, green, are the result of some years of active dealings with things in the course of which habits have been set up. It is not such a simple matter to have a clear-cut sensation. The latter is a sign of training, skill, habit.” (DEWEY 1983: 25)

Indem diese individuellen und sozialen Habitualitäten aus dem Fokus unserer Aufmerksamkeit rücken, wird flüssiges Handeln ermöglicht, das in alltäglichen Situationen des sozialen Umgangs verlässliche Resultate erzeugt. Diese Habitualitäten prägen letztlich das, was wir den Charakter einer Person nennen (DEWEY 1983: 33–43, 50–52).²⁹ Auf der anderen Seite begrenzen solche Habitualitäten aber auch die Reichweite der Reflexionsprozesse: “They are blinders that confine the eyes of mind to the road ahead. They prevent thought from straying away from its imminent occupation to a landscape more varied and picturesque but irrelevant to practice” (DEWEY 1983: 121).

An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass sich für Dewey Erleben aber nicht auf bloß sprachliche Strukturen reduzieren lässt. Wie Eldridge (1998: 14; vgl. auch FESMIRE 2014: 83) betont, unterscheidet sich Dewey in dieser

²⁹ Bei allen nicht zu unterschätzenden Unterschieden zwischen Deweys Pragmatismus und Husserls Phänomenologie ist auffällig, wie ähnlich Dewey und Husserl zum Teil argumentieren: „Mit Habitualität ... bezeichnet Husserl ein zentrales Konzept der genetischen Phänomenologie (ab 1918), in dem das Ich als ein gewordenes thematisiert wird ... Das personale Ich besitzt als ‚Substrat von Habitualitäten‘ bleibende Eigenschaften ... Aus der personalen Perspektive ist demnach jedes Subjekt durch einen identifizierbaren Lebensstil, Charakter gekennzeichnet“ (WEHRLE 2010: 127).

Hinsicht deutlich von dem Neopragmatisten Richard Rorty, der Deweys Betonung der körperlich-natürlichen Seiten des Erlebens im Sinne der Interaktion mit der Umwelt ebenso zurückweist wie Deweys Wertschätzung der wissenschaftlichen Methode als Mittel zur erfolgreichen Anpassung an Umweltansprüche. Entsprechend schreibt Noetzel (2009: 154–155), Deweys Erfahrungsbegriff markiere „die Schnittstelle zwischen individueller Disposition und Umwelteinflüssen, in ihnen kommen die Objekte zu ihrem Eigenrecht als Realität jenseits individuellen Wollens.“

Dies umfasst insbesondere auch das Erleben von Werten und Moralvorstellungen. Weil Deweys Begriff der Erfahrung von Beginn an derart tief verwurzelt ist in sozialen Habitualitäten und den handelnden Umgang mit der Umwelt immer schon miteinschließt, sieht Dewey kein gesondertes Problem der Werterfahrung. *Jedes Erleben ist wertgesättigt und handlungsbezogen* und entsprechend können moralische Überzeugungen auch nicht abgelöst von ihrer jeweiligen sozialen Funktion begriffen werden:

“Recognition of the analogy of moral action with functions and arts uproots the causes which have made morals subjective and ‘individualistic.’ It brings morals to earth ... Honesty, chastity, malice, peevishness, courage, triviality, industry, irresponsibility are not private possessions of a person. They are working adaptations of personal capacities with enviroing forces. All virtues and vices are habits which incorporate objective forces ... They can be studied as objectively as physiological functions, and they can be modified by change of either personal or social elements.” (DEWEY 1983: 16)

Deweys Entwurf eines Moralpragmatismus werde ich in Abschnitt 1.2.2 noch genauer betrachten. An dieser Stelle soll es zunächst genügen darauf hinzuweisen, dass Deweys Begriff des Erlebens Werterfahrungen gleichrangig mit anderen Erfahrungsinhalten intersubjektiv über sozial geteilte Habitualitäten verbürgt.³⁰

Als Extremform habitualisierter Denkhaltungen und Handlungsweisen nennt Dewey das in bloßer Routine (*routine*) erstarrte Erleben. Routine beschreibt dabei die pure Wiederholung von bereits bekannten Handlungsweisen, selbst noch in problematischen Situationen. Ein solches Erleben gleiche dem Wandern durch einen Straßengraben: “The routinier’s road is a ditch out of which he cannot get, whose sides enclose him, directing his course so thoroughly that he no longer thinks of his path or his destination” (DEWEY 1983: 121). Das Erleben bleibt entsprechend zunächst und zumeist in der Primärerfahrung verhaftet. Statt in Habitualitäten aber nur einen negativ-begrenzenden Einfluss auf das Erleben zu sehen, macht Dewey (1983: 123–124) gleichzeitig auch die positiverschließende Seite stark. Je zahlreicher unsere Habitualitäten und je besser diese auf unsere Lebenssituation abgestimmt sind, desto mehr mögliche Beobachtun-

³⁰ Nida-Rümelin (2008: 21) argumentiert nicht unähnlich, wenn er schreibt, dass konative und epistemische Systeme „nicht nur unauflöslich miteinander verbunden [sind], sondern ... vergleichbaren Kohärenzbedingungen [unterliegen]“.

gen und Vorhersagen erschließen sich uns in einer Problemsituation, und desto weiter erstreckt sich also unser intellektueller Horizont.

Dem in bloßer Routine erstarrten Erleben und Handeln (wie auch einem blind-impulsiven Handeln) steht bei Dewey der möglichst offene Umgang mit einer problematischen Situation durch Reflexionsprozesse gegenüber. Am produktivsten sind solche Reflexionsprozesse, wie oben dargestellt, in aller Regel dann, wenn sie methodisch geklärt dem pragmatischen Prinzip folgen und entsprechend versuchen, abstrakte Theorien und Überlegungen konsequent an konkrete Problemsituationen rückzubinden. Ein solches methodisch geklärtes ‚intelligentes Handeln‘ (*intelligent action*) macht dabei gerade auch die eigene historische Verortung explizit. Es nimmt Bezug auf *vergangenes* Erleben und konkrete *aktuelle* Problemsituationen und versucht dies für das Handeln, das heißt für *zukünftige* Konsequenzen fruchtbar zu machen (DEWEY 1988: 9).³¹ In der methodisch geleiteten Explizierung geht Deweys Pragmatismus entsprechend über den alltäglichen Umgang mit Problemen ein Stück weit hinaus. Er versucht nicht einfach deskriptiv einen klugen Umgang mit Alltagsproblemen zu beschreiben, sondern konstruktiv ein Vorgehen zu entwickeln, das es auch in komplex gelagerten Situationen und Wertkonflikten verlässlich ermöglicht, Probleme zu bearbeiten.

Zentral bei dieser im Reflektieren zu vollziehenden Rückbindung an handlungsrelevante Konsequenzen sind die jeweiligen Absichten, die Zwecke einer individuellen oder gemeinschaftlichen Handlung – und damit immer auch die in der konkreten Problemsituation involvierten Wertungen. “All conduct that is not simply either blindly impulsive or mechanically routine seems to involve valuations” (DEWEY 1988: 193). Die Pointe dieses Gedankens besteht nun darin, der philosophiegeschichtlich motivierten Versuchung zu widerstehen, solche Zwecke zu verabsolutieren und bestimmte Zwecke als intrinsisch gut oder anderweitig primär zu begreifen. Entsprechend der pragmatischen Methode fordert Dewey statt dessen immer wieder den Ausgang von den konkreten situativen Zielsetzungen, die er in Abgrenzung zu abstrakten oder gar als intrinsisch oder primär postulierten Zwecken ‚*ends-in-view*‘ nennt (DEWEY 1988: 208–220).

Diese ‚Zwecke-in-Sichtweite‘ stehen dem recht nahe, was wir im Deutschen vielleicht griffiger mit ‚Absichten‘ bezeichnen können – zumal hier der Aspekt der Aktivität noch einmal hervorgehoben wird. ‚Absichten‘ in diesem Sinne erlauben uns in der Reflexion verschiedene Mittel in Erwägung zu ziehen, um sie zu erreichen. Diese können verglichen und so ein vielversprechender Handlungsplan entwickelt werden – wir handeln nicht rein impulsiv oder routiniert, sondern das Handeln wird zugunsten einer Deliberation ‚aufgeschoben‘ (*deferred*

³¹ Dewey gilt nicht umsonst als ein Theoretiker, der insbesondere auch in den Erziehungswissenschaften und Bildungstheorien schon früh viele heutige Gemeinplätze vorweggenommen hat. So sieht er es zum Beispiel als eine der Kernaufgaben der historischen Bildung an, Geschichte nicht als Selbstzweck zu unterrichten, sondern sie so zu vermitteln, dass sie ein starkes Mittel zur Aneignung der lebendigen Gegenwart wird (DEWEY 1988: 9–10).

action). Dewey (1983: 132) bezeichnet dieses ‚durchspielende‘ Abwägen von Handlungsoptionen auch als dramatische Probe (*dramatic rehearsal*) und betont die Bedeutung der Vorstellung der situativen Konsequenzen für diesen Reflexionsprozess:

“What Dewey had in mind [with the concept of dramatic rehearsal] can be grasped only from the standpoint of the organic unity of his philosophy ... In deliberation (moral, scientific, artistic), we singly or collectively hunt for ways to settle difficulties and ambiguities by scoping out alternatives and picturing ourselves taking part in them. Imagination continues until we are stimulated to act by a course that appears to harmonize pressing interests, needs, and other factors of the situation ... The point is to look *and* evaluate before leaping.” (FESMIRE 2003: 70; vgl. hierzu DEWEY 1983: 132–138)

Dewey (1983: 132–133) vergleicht die Deliberation dabei auch mit einem vorläufigen Experiment, das uns ermöglicht, Handlungsoptionen bloß gedanklich auszuloten, ohne direkt ein katastrophales Scheitern zu riskieren.

Wie bereits erwähnt, begreift Dewey die Absichten als eingebunden in den situativen Kontext. Absichten sind hierbei den Mitteln nicht hierarchisch übergeordnet, sondern erweisen sich im durchspielenden Abwägen der Konsequenzen als vielversprechend oder als nicht erstrebenswert.

“For example, an end suggests itself. But, when things are weighed as means toward that end, it is found that it will take too much time or too great an expenditure of energy to achieve it, or that, if it were attained, it would bring with it certain accompanying inconveniences and the promises of future trouble. It is then appraised and rejected as a ‘bad’ end.” (DEWEY 1988: 212)

Absichten und Mittel bilden dabei ein Kontinuum (*means-ends-continuum*), bei dem einerseits die Erwägung der zur Verfügung stehenden Mittel und Handlungsoptionen das Erleben der Absichten transformiert, andererseits können Absichten immer auch selbst als Mittel für weitere Zwecke begriffen werden (DEWEY 1988: 226–236). Jede vorläufige Absicht kann so selbst wieder kritisch auf andere Absichten und weiter entfernte Zwecke bezogen werden. Derartige methodische Deliberationen münden somit in Nachforschungsprozessen (*inquiries*), die zwar in Bezug auf eine konkrete Problemsituation zu einem vorläufig zufriedenstellenden Ergebnis kommen können, nicht aber zu einem endgültigen Abschluss, denn der Nachforschungsprozess kann potentiell immer neue Aspekte erschließen.

Handeln, das Absichten ohne derartige Deliberation impulsiv oder aus bloßer Routine heraus verfolgt, wird laut Dewey (1988: 214) deshalb für gewöhnlich auch als „kurzsichtig“ oder gar „blind“ (*short-sighted, blind*) bezeichnet. Hingegen wird Handeln, bei dem Mittel und Absichten umsichtig abgewogen werden, gängigerweise „aufgeklärt“ oder „weitsichtig“ (*enlightened, farsighted*) genannt. Aussagen über zu verfolgende Zwecke in Problemsituationen lassen sich somit – wie oben bereits angedeutet – alltäglich wie auch in der methodisch geklärten Deliberation durchaus intersubjektiv rechtfertigen, nämlich indem diese möglichst

umfangreich in Bezug auf die situativ verfügbaren Mittel und im Verhältnis zu anderen Absichten erwogen werden:³²

“The proposition in which any object adopted as an end-in-view is statable (or explicitly stated) is *warranted* in just the degree to which existing conditions have been surveyed and appraised in their capacity as means. The sole alternative to this statement is that no deliberation whatsoever occurs, no ends-in-view are formed, but a person acts directly upon whatever impulse happens to present itself.” (DEWEY 1988: 213)

Ganz im Sinne des pragmatischen Prinzips erweist sich die *Tauglichkeit* der in einer solchen weitsichtigen Deliberation gewonnenen Hypothesen und Überzeugungen wiederum erst in der praktischen Umsetzung. Absichten und tatsächlich erlebte Konsequenzen stimmen hierbei entweder überein oder treten auseinander.

Ist letzteres der Fall, so motiviert uns dies laut Dewey (1988: 218) zu weiteren Nachforschungen und Deliberationen darüber, warum unsere Absichten und die tatsächlichen Konsequenzen nicht zusammenstimmen. Weil diese Übereinstimmung bzw. dieses Auseinandertreten von erwarteten und tatsächlich erlebten Konsequenzen selbst wiederum das Erleben unserer Umwelt prägt, entsteht ein im Idealfall methodisch gekläarter, dauerhafter Rückkopplungsprozess zwischen Problemerkennen, einem über Reflexion und Deliberation vertieften Verständnis der Problemsituation, der Erfüllung oder Frustration der Erwartungen im situativen Umgang und schließlich einem transformierten situativen (Problem-) Erleben. Dieser Rückkopplungsprozess lässt sich dabei auch als ‚Lernen aus Erfahrung‘ (*learning from experience*) beschreiben:

“We commonly speak of ‘learning from experience’ and the ‘maturity’ of an individual or a group. What do we mean by such expressions? At the very least, we mean that in the history of individual persons and of the human race there takes place a change from original, comparatively unreflective, impulses and hard-and-fast habits to desires and interests that incorporate the results of critical inquiry. When this process is examined, it

³² Nida-Rümelin (2008: 22–23) beschreibt ein ähnliches Mittel-Zweck-Kontinuum: „Die häufig geäußerte Idee, dass praktische Gründe grundsätzlich hypothetisch und theoretische grundsätzlich kategorisch sein müssten, ließe sich nur dann aufrecht erhalten, wenn Interessen jene Rolle hätten, die ihnen gerne zugeschrieben wird, nämlich Endpunkte praktischer Begründungen zu sein – Gegebenes, nicht mehr Kritisierbares, eben auch nicht mehr Begründbares.“ Dies sei aber falsch. „Denn auch Wünsche sind nicht Gegebenes, sondern selbst wiederum das Ergebnis einer Bewertung. Und sogar wenn es Wünsche geben mag, die sich durch Gründe nicht beeinflussen lassen, so wäre damit noch nicht gezeigt, dass gerade diese kritikresistenten Wünsche als letzte und zentrale Referenz für praktische Begründungen gelten können. Ja, man könnte umgekehrt sagen: Wünsche, die in dieser Weise resistent sind, sind dogmatisch und eignen sich am allerwenigsten als letzte Referenzen praktischer Begründungen.“ Dennoch sei es ein Irrtum zu meinen, „dass die Feststellung, eine Handlung sei rational für eine bestimmte Person, diese Charakterisierung zu einer subjektiven mache. Ich kann mir keine subjektive und zugleich normative Auszeichnung einer Handlung als rational oder moralisch vorstellen.“ Nida-Rümelin verweist hier auf einen kohärentistisch-lebensweltlich verankerten „schwache[n] Universalismus“ bei Begründungen von Wertüberzeugungen sowie an anderer Stelle (NIDA-RÜMELIN 2005c: 4–5) explizit auf pragmatische Begründungsmodelle.

is seen to take place chiefly on the basis of careful observation of differences found between desired and proposed ends (*ends-in-view*) and attained ends or actual consequences.” (DEWEY 1988: 218)

Hieraus wird zudem deutlich, dass Deweys Konzept des ‚intelligenten Handelns‘ im Kern also nicht nur ein methodisches Vorgehen beschreibt, sondern gleichzeitig auch eine persönliche bzw. durch Kommunikation vermittelte, gegebenenfalls gesellschaftliche Lernentwicklung impliziert. Durch intelligentes Handeln transformiertes Erleben bildet selbst wieder neue Strukturen des Erlebens aus, neue habitualisierte Denkhaltungen und Handlungen. Mehr noch, wir können uns in neuen Problemsituationen auf den Erfolg oder Misserfolg von früheren Deliberationen beziehen und somit erfolgreiche Strategien der Deliberation für unseren Umgang mit Problemsituationen bewusst habitualisieren. Intelligenz wird dabei zu einer Limesfigur für einen kontinuierlich bewussten und offenen Umgang mit Problemsituationen, denn der Begriff beschreibt nicht einfach einen abzuarbeitenden Handlungsplan, sondern zugleich die immer weiter fortschreitende Anpassung des Erlebens an die Herausforderungen unserer physischen und sozialen Umwelt.

Zurecht betont Eldridge (1998: 21–23) deshalb auch, dass Dewey intelligentes Handeln als eine Kunstfertigkeit (*art*) begreift und es entsprechend auch nicht für sinnvoll hält, zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden. Statt dessen liegt der entscheidende Unterschied für ihn zwischen intelligentem und unintelligentem Handeln: “[Dewey] thought that it is a profound mistake to think that intelligence needs to be made practical rather than practice made intelligent” (ELDRIDGE 1998: 22). Wenn Dewey (1980: 153) zudem schreibt, dass auch dem *weisesten* aller Menschen nicht anderes übrig bleibe, als umfassender und genauer seine erlebte Situation zu studieren, um sodann genau jene Faktoren zu identifizieren, die nötig sind, um ein bestimmtes Resultat hervorzubringen, so wird darin deutlich, dass er ‚Weisheit‘ und ‚Klugheit‘ letztlich als vollständig synonym begreift.

Wie Eldridge (1998) in aller Eindrücklichkeit herausstellt, läuft Deweys Lebensprojekt letztlich im Kern auf den Versuch hinaus, eine Methode für menschliches Wachstum zu beschreiben, für die kontinuierliche Beförderung intelligenten Handelns, das er begreift als bewusst sich selbst transformierendes Erleben im Umgang mit der Umwelt.

“Dewey’s concern to make practice intelligent rather than to make thinking useful begins conceptually with his ... understanding of experience. This model enabled him to identify successful ways of achieving human growth, notably the use of inquiry in transforming problematic situations into more satisfying ones.” (ELDRIDGE 1998: 17)

“The intelligent person is the one who deliberately reconstructs experience. All of us change. Such is the nature of existence. But the intelligent person is the one who increasingly transforms his or her mostly unwitting behavior into more thoughtful action, ... thus acting artfully. But these artful interventions are reflexive. One does not simply operate on things; in interacting with aspects of one’s environment one not only changes things, but is changed in the process.” (ELDRIDGE 1998: 24)

Dass diese bewusste Transformation des sozial eingebetteten Erlebens eben auch Werte und Umgangsformen miteinschließt, habe ich bereits kurz eingeführt. Im Folgenden möchte ich dies im Zusammenhang mit Deweys Moralpragmatismus genauer beleuchten, um seine Position als metaethisches Fundament für die weitere Untersuchung dieser Arbeit fruchtbar zu machen.

1.2.2 Pragmatische Sozialethik

Deweys Wertungstheorie: Wunsch, Verlangen und intelligentes Handeln

Dewey (1982a: 134) selbst fasst den Prozess des an der pragmatischen Methode geschulten intelligenten Handelns folgendermaßen zusammen: Konkrete Vorschläge entstehen aus früheren Erlebnissen, die entwickelt und gereift sind im Lichte der Bedürfnisse und Unzulänglichkeiten der Gegenwart und eingesetzt wurden als Absichten und Methoden zur spezifischen Rekonstruktion zukünftiger Erlebnisse. Die aufklärerische Stoßrichtung dieses Ansatzes ist in Deweys Schriften dabei kaum zu übersehen. Wie in Abschnitt 1.2.1 deutlich wurde, begreift Dewey menschliches Wachstum keineswegs *entgegen*, sondern gerade *eingebettet in* sozial verwurzelten habituellen Denkhaltungen und Handlungen. Gleichzeitig liegt menschliche Größe – individuell wie auch gemeinschaftlich – aber darin, diese Habitualitäten wie auch die eigenen impulsiven Bedürfnisse bewusst zu reflektieren im offenen, lernenden Umgang mit der Umwelt. Entsprechend schreibt Fesmire (2014: 101; vgl. auch DEWEY 1984b: 134–135): “Dewey ... emphasized that science is not just about *conclusions*; it showcases a way of living and thinking that embraces intellectual suspense and constant questioning.” Die oben dargestellte Limesfigur des ‚intelligenten Handelns‘, die auf eine bewusste Transformation des eigenen Erlebens und Umgangs mit der physischen und sozialen Umwelt abzielt – Moralvorstellungen eingeschlossen –, kann somit als Deweys *sapere aude!* begriffen werden.

Dewey überträgt seine Kritik, die er an Ansätzen des erkenntnistheoretischen Fundamentalismus übt, auf das Feld der Moralphilosophie. Wie Joas (2013: 162) betont, entwindet sich dabei kein Denker so konsequent und originell der schroffen Gegenüberstellung von Wertobjektivismus und Wertrelativismus wie er. Auch bei ethischen Fragestellungen gilt als epistemologisches Fundament sein über handlungsrelevante Konsequenzen verbürgerter Kontextualismus. Denn Deweys Erfahrungsbegriff umfasst, wie ich in Abschnitt 1.2.1 ausgeführt habe, auch Werte und Moralvorstellungen als Teil der individuell und sozial-kommunikativ habitualisierten Denkhaltungen und Handlungsgepflogenheiten. Entsprechend hatte ich festgehalten, dass Dewey die Werterfahrung nicht als ein *gesondertes* epistemisches Problem begreift.

Dies wäre als metaethisches Fundament allerdings nur dann bereits hinreichend, wenn man annehmen wollte, es bestünde überhaupt kein Unterschied

zwischen moralischen und nicht-moralischen Urteilen. Beispielsweise würde dies implizieren, dass sich die Tauglichkeit der Aussagen „Dieser Körperscanner gibt bei 98 Prozent der Passagiere mit einer versteckten Pistole am Knöchel Alarm“ und „Dieser Körperscanner verletzt die Intimsphäre der Passagiere unverhältnismäßig stark“ in strenger Analogie bekunden oder widerlegen ließe. Dies ist aber ganz offensichtlich nicht der Fall:

“... the sciences of astronomy, physics, chemistry, etc., do not contain expressions that by any stretch of imagination can be regarded as standing for value-facts or conceptions. But, on the other hand, all deliberate, all planned human conduct, personal and collective, seems to be influenced, if not controlled, by estimates of value or worth of ends to be attained.” (DEWEY 1988: 192)

Somit erweist es sich auch für Deweys Moralphilosophie als notwendig, eine Werttheorie zu entwickeln, die mit seiner epistemologischen Position kompatibel ist.³³ Dabei beklagt Dewey, es gebe in der philosophischen Debatte nicht nur vielfältigste Theorien zur Interpretation von wertbezogenen Fakten – grundsätzlich wäre das ja ein gutes Zeichen –, sondern leider auch eine völlige Uneinigkeit darüber, was diese Fakten überhaupt sein sollen und ob es überhaupt einen Gegenstand gebe, für den eine wissenschaftliche Werttheorie zutreffend sein könnte (DEWEY 1988: 191).

Deweys (1988: 191–251) Kernkritik an der seinerzeitigen Diskussion über Werte läuft dabei auf zwei Aspekte hinaus. Zum Einen implizierten alle verbreitet vertretenen Positionen bestimmte epistemologische und metaphysischen Positionen, die auf eine Spaltung des subjektiven Erlebens und der objektiven Welt hinauslaufen. So verorteten manche Positionen das Werterleben als rein privates Ereignis und schließen daraus, dass es letztlich keine wissenschaftliche Erkenntnis über Werte geben könne. Andere wiederum schlossen aus derselben Annahme, dass Werte im Bereich des Psychischen zu suchen seien, und wieder andere verankern Werturteile in höherstufigen, transzendentalen Quellen. All diese Positionen unterliegen der gleichen, vehement vertretenen Kritik Deweys, wie ich sie schon oben ausgeführt habe: Sie gründen nicht in konkretem situativem Erleben und verkennen die Fallibilität jedweden Wissens. Auf dieses zentrale Moment der Überwindung des werttheoretischen Dualismus weist auch Joas hin:

„In seinem [Deweys] Werk finden sich tatsächlich Äußerungen schroffer Ablehnung des Redens von *‘ultimates and finalities’*, von letzten Werten, absoluten Geltungen oder inhärenten Qualitäten. Und diese Ablehnung wird nicht nur nebenhin deutlich, sondern programmatisch und unmißverständlich kundgetan ... Sein Buch zur Werttheorie beginnt vielmehr mit der Zurückweisung einer Deutung von Werten als bloßen Gefühlsausdrücken ... den phänomenalen Sachverhalten würden solche dualistischen Denkweisen gerade nicht gerecht ... Für Dewey stellt die Alternative von werttheoreti-

³³ Entsprechend seiner epistemologischen Position begreift Dewey (1988: 241) seine eigene Konzeption einer Werttheorie auch als Gegenentwurf zu fundamentalistischen bzw. absolutistischen Werttheorien einerseits und einem Wertrelativismus andererseits.

schem Subjektivismus und Objektivismus nicht nur kein auswegloses Dilemma dar; er sieht zwischen diesen beiden einander scheinbar so starr entgegengesetzten Denkweisen sogar eine heimliche Komplizenschaft. Die Annahme, daß Werte völlig unabhängig vom menschlichen Handeln gegeben seien, und die Annahme, sie seien nur Ausdruck fallweiser willkürlicher Setzungen, teilen für Dewey die Eigenschaft, von der beobachtbaren Rolle der Werte im Handeln abzusehen.“ (JOAS 2013: 163–165)

Entsprechend problematisch sei es nun aber, einen Ausgangspunkt für eine Werttheorie zu finden, der nicht schon von vorneherein kompromittiert ist. Entsprechend seiner epistemologischen Position kommt für Dewey (1988: 191) hierfür letztlich nur die Orientierung an tatsächlichen alltäglichen Situationen in Frage.

Wie schon zuvor betont Dewey (1988: 193–196) auch bei der Werterfahrung zunächst den aktiven Charakter des Prozesses. Statt von Werten im Sinne physischer, psychischer oder transzendentaler Eigenschaften zu sprechen, hebt er konsequent die aktive Seite des Wertens hervor und vermeidet zudem auch den Begriff ‚Wert‘ (*value*) zugunsten von ‚Wertung‘ (*valuation*) – entsprechend entwickelt er auch keine Wert-Theorie, sondern eine Wertungs-Theorie. Er differenziert dabei zunächst einige Aktivitäten, die im Englischen allesamt mit ‚to value‘ bezeichnet werden können, was im Deutschen parallel gut mit ‚wertschätzen‘ gelingt: Zum einen kann damit eine bestehende persönliche Referenz zu etwas ausgedrückt werden, das in seiner Qualität als wertvoll erlebt wird (*holding precious, prizing a quality*), das heißt, das gemocht bzw. nicht gemocht wird (*liking, disliking*), zum anderen aber auch eine relationale Referenz beim Einschätzen eines Wertes durch Vergleiche mit anderen Werten (*putting a value to, appraising a quality*). Drittens kann damit auch noch der Genuss einer als wertvoll erlebten Aktivität bezeichnet werden (*enjoying, concurring in an activity and its outcome*).

Dewey wendet sich dabei gegen Positionen, die das Werterleben einem vollständig privaten Gefühlsbereich zuschreiben. Selbst Wertschätzungen im Sinne einer persönlichen Referenz verweisen nicht auf eine nicht mehr weiter zugängliche innere Gefühlswelt, sondern auf affektiv-motivierende³⁴ Beweggründe (*affective-motor*). Gerade weil Werterfahrungen Personen nicht einfach passiv affizieren, sondern sie aktiv zu bestimmten Handlungen motivieren, sind Wertungen im Sinne einer solchen persönlichen Referenz durchaus einer wissenschaftlichen Beschreibung zugänglich – was Dewey anhand des Beispiels eines Mutter-Kind-Verhältnisses aufweist:

“As behavioral the adjective ‘affective-motor’ is applicable, although care must be taken not to permit the ‘affective’ quality to be interpreted in terms of private ‘feelings’ – an interpretation that nullifies the active and observable element expressed in ‘motor.’ For the ‘motor’ takes place in the public and observable world, and, like anything else taking place there, has observable conditions and consequences ... The mother who professes

³⁴ Wörtlich könnte man das Adjektiv *affective-motor* als affektiv-bewegend übersetzen. Da Dewey nicht unähnlich zu Husserl diesen Begriff auch in Abgrenzung zu einem Kausalverhältnis begriff, entlehne ich den husserlschen Begriff der Motivation – ohne dabei implizieren zu wollen, dass die beiden Begriffe dasselbe bezeichnen würden.

to prize her child and to enjoy (in the active sense of the word) the child's companionship but who systematically neglects the child and does not seek out occasions for being with the child is deceiving herself..." (DEWEY 1988: 203–204)

Zwar spielen nicht direkt beobachtbare Gefühle laut Dewey (1988: 207) eine zentrale Rolle bei Wertungen – er beschreibt solche Affizierungen sogar als *conditio sine qua non*. Indem er die aktivierende Seite solcher persönlichen Referenzen betont, begreift Dewey sie aber auch in bestimmter Hinsicht als beobachtbar, nämlich über ihre handlungsmotivierenden Konsequenzen im situativen Kontext. Dies gilt freilich nicht nur für äußere Beobachter – gerade auch im persönlichen Werterleben sind Werte nicht einfach Affekte, die wir passiv erleiden, sondern wir erleben sie als lebendige und drängende Interessen, als Verlangen (*desires*), die uns, im Gegensatz zu bloßem Wünschen, auch zur Überwindung von Widerständen motivieren. Gerade wenn derartige Aufwendungen nötig sind, werden solche Verlangen im persönlichen Erleben wie auch von außen erfahrbar und dadurch in gewisser Hinsicht sogar miteinander vergleichbar:

"... valuation *involves* desiring. The latter is to be distinguished from mere wishing in the sense in which wishes occur in the absence of effort ... When, accordingly, 'valuation' is defined in terms of desiring, the prerequisite is a treatment of desire in terms of the existential context in which it arises and functions. If 'valuation' is defined in terms of desire as something initial and complete in itself, there is nothing by which to discriminate one desire from another and hence no way in which to measure the worth of different valuations in comparison with one another." (DEWEY 1988: 204)

Dewey wendet sich mit diesem Begriff des Verlangens grundlegend gegen Werttheorien und Moralphilosophien, die auf von konkreten Situationen abgelöste bzw. auf ‚intrinsische‘ Werte rekurren. Wie oben bereits skizziert, betont Dewey die Kontinuität von Mitteln und Zwecken. Werden Werte als intrinsisch oder situationsextern begriffen, so bricht dieses Kontinuum und als wertvoll erachtete Zwecke fungieren unilateral als Selbstzweck (*end-in-itself*) über die jeweilige Handlungssituation hinweg. Nach Dewey (1988: 226–236) führt diese Auffassung letztlich zu einem absurden Bild menschlichen Handelns, nämlich der Vorstellung von Zwecken, die unabhängig von situationsbezogenen Abwägungen jedwedes Mittel rechtfertigen können. In alltäglichen Situationen würde dies darauf hinauslaufen, ein situativ erlebtes Verlangen aus dieser Situation herauszulösen, und diesem dann die Rechtfertigung jedweden Aufwands zuzugestehen, ohne dass es einer weiteren Voraussicht oder Abwägung bedürfe. Um der „Bratpfanne des Wertrelativismus“ zu entgehen, würden solche Theorien letztlich in das „Feuer des Wertabsolutismus“ springen – und dabei doch übersehen, dass Wertungen letztlich Phänomene des *situativen* Umgangs von Menschen sind (DEWEY 1988: 241).

Dewey (1988: 199) verweist hier nicht ganz ernst gemeint auf eine Art Schildbürger-Geschichte über die ‚Erfindung‘ von gegrilltem Schweinefleisch: Nach einem Feuer in einem Schweinestall verbrennt sich der Besitzer die Finger an einem verkohlten Schwein. Instinktiv führt er die Finger zum Mund und erlebt so

zum ersten Mal den angenehmen Geschmack von geröstetem Schweinefleisch. Weil er diesen Geschmack auch in Zukunft genießen will, verbringt der Besitzer hiernach seine Zeit damit, Schweineställe aufzubauen und diese anschließend anzuzünden. Deweys Pointe zielt darauf ab, die Absurdität von absoluten Zwecken für alltägliche Wertungssituationen herauszustellen. Eine ähnliche ironische Brechung derartiger Vorstellungen von intrinsisch wertvollen Zwecken wird auch in der Redewendung „*Fiat iustitia, et pereat mundus*“ deutlich – zumal ‚Gerechtigkeit‘ wohl ein gängigerer Kandidat für einen intrinsisch guten Zweck ist als gegrilltes Schweinefleisch.

Wie oben bereits erläutert, bettet Dewey dieses handlungsmotivierende Erleben konsequent in ein Kontinuum aus Mitteln und Zwecken ein. In unserem Umgang mit der Umwelt wägen wir das als wertvoll Erachtete gegen die aufzuwendenden Mittel und die weiterführenden Konsequenzen ab (DEWEY 1988: 226–236). In Deweys Terminologie sieht dessen Gegenentwurf folgendermaßen aus: Aus einer bestimmten Wertschätzung heraus (*prizing*) entsteht ein Verlangen (*desire*). Dieses Verlangen motiviert im konkreten Kontext eine Handlungsabsicht (*end-in-view*). Absehbare Konsequenzen des Einsatzes von den geplanten Mitteln (*means*) wie auch der Genuss (*enjoyment*) des Verlangten werden gegeneinander abgewogen. Der Genuss des Verlangten kann wiederum immer weiter als Mittel für weitere Zwecke begriffen und Konsequenzen entsprechend zusätzlich in die Abwägung eingebracht werden. In diesem gegenseitigen Abwägen drückt sich die zweite der oben erwähnten Bedeutungsvarianten von ‚wertschätzen‘ aus, nämlich die vergleichende Wertzuschreibung (*apprising*).

Diese konsequente Einbettung von jedwedem Verlangen in einen Handlungskontext hebt Dewey (1988: 205–208) auch mit der Bezeichnung ‚Interesse‘ (*interest*) hervor, das auch schon aus etymologischen Gründen auf eine situative Verortung verweist. Im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext können je individuelle Interessen dabei durch soziale Organisation auch auf eine kollektive Ebene gehoben werden:

“The word ‘interest’ suggests in a forcible way the active connection between personal activity and the conditions that must be taken into account in the theory of valuation ... It points to an activity which takes effect through the mediation of external conditions. When we think, for example, of the interest of any particular group, say the bankers’ interest, the trade-union interest, or the interest of a political machine, we think not of mere states of mind but of the group as a pressure group having organized channels in which it directs action to obtain and make secure conditions that will produce specified consequences ... Whenever a person has an interest in something, he has a stake in the course of events and in their final issue – a stake which leads him to take action to bring into existence a particular result rather than some other one.” (DEWEY 1988: 205–206)

Im deliberativen Einbezug von individuellen oder kollektiven Interessen sieht Dewey (1988: 208–213) auch die spezifische Eigenschaft von Werturteilen gegenüber anderen Urteilen. Wie im Mutter-Kind-Beispiel oben deutlich wurde,

unterscheiden sich *Urteile über Wertungen* zwar zunächst nicht grundsätzlich von anderen Urteilen. Dies ändert sich aber bei *Wertungen über Wertungen*, wenn also bestimmte Wertschätzungen im Sinne persönlicher Referenzen vergleichend gegenüber anderen als *besser* beurteilt werden. Dabei erschöpft sich dieser Prozess nicht in einer ‚einfachen Gegenüberstellung‘, sondern er gliedert sich in Primärerfahrung und reflektierte Erfahrung. Verschiedene Wertungen in der Primärerfahrung werden in einer situativ verorteten Deliberation gegeneinander anhand ihrer affektiv-motivierenden Eigenschaften abgewogen. Diese Abwägung besteht aber gerade nicht darin, ein Nebeneinander von Wertungen passiv auf sich wirken zu lassen, sondern sie impliziert eine Modifikation und Transformation des Werterlebens. Dewey bezeichnet diesen Prozess der reflektierenden Werttransformation abgrenzend als Evaluation (*evaluation*):

“In case the final outcome is to show that some kinds of acts of prizing are better than others, valuation-acts are themselves evaluated, and the evaluation may modify further direct acts of prizing. If this condition is satisfied, then propositions about valuations that actually take place become the subject matter of valuations in a distinctive sense, that is, a sense that marks them off both from propositions of physics and from historical propositions about what human beings have in fact done.” (DEWEY 1988: 208–209)

In dieser Transformation erhalten noch unreflektierte Wertungen, die wir oben als affektiv-motivierend charakterisiert haben, dabei eine intellektuelle Komponente. Dewey (1988: 237–238) grenzt sie daher ab, indem er sie als affektiv-reflektiert-bewegend (*affective-ideational-motor*) bezeichnet.

Weil diese Transformation von Wertungen in der Evaluation im situativen Erleben verortet ist, entstehen solche Interessen auch nicht aus dem Nichts heraus. Ein Verlangen entsteht erst dann, wenn in einer konkreten Situation ein Problem erlebt wird, das heißt ein Mangel, der einen Konflikt zwischen verschiedenen Elementen der Situation hervorbringt. Hier kann Dewey nahtlos an seine epistemologische Position anknüpfen, die, wie ich in Abschnitt 1.2.1 dargestellt habe, jegliches Erkenntnisinteresse an ein situatives, handlungsorientiertes Erkenntnisinteresse rückbindet:

“When things are going completely smoothly, desires do not arise, and there is no occasion to project ends-in-view, for ‘going smoothly’ signifies that there is no need for effort and struggle ... Valuation takes place only when there is something the matter; when there is some trouble to be done away with, some need, lack, or privation to be made good, some conflict of tendencies to be resolved by means of changing existing conditions.” (DEWEY 1988: 220–221)

Was eine konkrete Person in einer bestimmten Situation normativ nun tun soll (*should, shall*), kann Dewey (1988: 221) somit im Sinne der pragmatischen Methode als Frage nach situationsadäquatem, das heißt *intelligentem Handeln* begreifen. Evaluierungen enthalten demnach einen Faktor der Nachforschung (*factor of inquiry*), bei dem eine Absicht (*end-in-view*) genau diese als problematisch erlebten situativen Elemente adressiert. Tauglich im pragmatischen Sinne ist eine

Handlungsabsicht aber nur dann, wenn die erwarteten Konsequenzen mit den tatsächlich erlebten zusammenstimmen, wenn also tatsächlich eine Besserung der Situation eintritt und wenn zugleich keine unberücksichtigten Konsequenzen neue Probleme aufwerfen. In diesem Sinne unterliegen Wertungsurteile auch den gleichen epistemischen Bedingungen wie andere Urteile: Sie können sich im situativen, handlungsbezogenen Erleben als tauglich oder untauglich erweisen.

Damit bindet sich Deweys Wertungstheorie auch gänzlich in seine aufklärerische Absicht und in seine Konzeption des ‚intelligenten Handelns‘ als lernender Umgang mit der Umwelt ein. Wir sind unserem Verlangen nicht ausgeliefert, sondern uns eröffnen sich in der situativen Deliberation bzw. Evaluation gewisse Handlungsspielräume. Wonach unser Verlangen stehen soll, das heißt, was getan werden soll, entscheidet sich aber auch nicht über ein wie auch immer geartetes ‚Außerhalb‘ der konkret erlebten Situation, sondern in kluger, weitsichtiger Abwägung anhand von gesammelten Erfahrungen³⁵ und von Strategien, die sich als tauglich oder untauglich³⁶ erwiesen haben:

“The ‘desirable,’ or the object which *should* be desired (valued), does not descend out of the a priori blue nor descend as an imperative from a moral Mount Sinai. It presents itself because past experience has shown that hasty action upon uncriticized desire leads to defeat and possibly catastrophe.” (DEWEY 1988: 219)

Weil die Orientierung an Werturteilen letztlich omnipräsent in jeder Form des menschlichen Umgangs ist, ist die Herausbildung von reflektierten Interessen durch Evaluationen dabei eine notwendige Voraussetzung für intelligentes Handeln; in Evaluationen manifestiert sich menschliche Reife (DEWEY 1988: 209, 230). Dies bedeutet, dass Deweys Wertungstheorie gewissermaßen als Brücke zwischen seiner allgemeineren Epistemologie und seiner Moralphilosophie im engeren Sinne begriffen werden kann. Dewey (1988: 249) macht diese Brückenfunktion explizit, wenn er schreibt, dass die Überwindung der strikten Trennung zwischen ‚wissenschaftlichen Theorien‘ und ‚emotionalen Praktiken‘, zwischen *Kognition* und *Affekt* letztlich eine der zentralen praktischen Aufgaben für die Philosophie seiner – und wohl auch unserer – Zeit ist.

³⁵ Zu dieser Einbettung von Werturteilen in zeitliche Horizonte des Erlebens schreibt Dewey: “On account of the continuity of human activities, personal and associated, the import of present valuations cannot be validly stated until they are placed in the perspective of the past valuation-events with which they are continuous” (DEWEY 1988: 244).

³⁶ Dewey begreift erlebtes Übel wie auch Frustrationen und persönliches Scheitern als potentiell produktives Element für menschliches Wachstum: “Considering the all but omnipresence of troubles and ‘evils’ in human experience ..., and considering the amount of time that has been spent explaining them away, theories of human activity have been strangely oblivious to the concrete function trouble are capable of exercising when they are taken as *problems* whose conditions and consequences are explored with a view to finding methods of solution” (DEWEY 1988: 233).

Die Omnipräsenz von Wertungen für menschliches Handeln bedeutet für Dewey (1988: 209) allerdings nicht, dass jedes Handeln für uns moralisch relevant wäre. Für ihn bilden moralische Urteile gewissermaßen eine Untermenge von Evaluationen im oben beschriebenen Sinne. Um besser zu verstehen, worin Deweys Beitrag zur Moralphilosophie besteht, müssen wir uns nun also moralischen Urteilen im Speziellen zuwenden.

Wenn es richtig ist, dass Wertungen durch das Erleben von Problemen motiviert sind und dies paradigmatisch anhand von alltäglichen Situationen gezeigt werden kann, dann scheint es folgerichtig zu sein, auch im Falle von moralischen Urteilen auf alltägliche Kontexte zu blicken, in denen moralische Urteile für uns relevant werden. In der ersten Auflage der Schrift *Ethics*, die Dewey zusammen mit James Tufts (1978: 187) verfasst hat, geht er entsprechend auch explizit von der Herausarbeitung der ‚moralischen Situation‘ (*the moral situation*) aus. Wie sich im Folgenden noch herausstellen wird, müssen Fragen des moralischen (guten, richtigen) und unmoralischen (schlechten, falschen) Handelns dabei zunächst unterschieden werden von nicht-moralischen Fragen des Handelns, das sind Evaluationen, für die eine moralische Deliberation im engeren Sinne nicht relevant ist.

Wie ich in Abschnitt 1.2.1 bereits deutlich gemacht habe, begreift Dewey Primärerfahrungen – und das schließt Werterfahrungen ein – als fundamental geprägt durch kommunikativ stabilisierte Überzeugungen. Derartige sozial habitualisierte Denkhaltungen und Handlungen spielen bei jeglichen Wertungen eine zentrale Rolle; sie können sich in Wertschätzungen von überaus fesselnder Geltungskraft ausdrücken und prägen sozial geteiltes Werterleben. Für so gut wie jede wiederkehrende Form von Handlungssituationen – Dewey nennt hier beispielhaft die Bereiche der Künste sowie professionalisierte Berufsfelder – bilden sich im sozialen Umgang dabei Regeln und Normen heraus, die Urteile darüber erlauben, wie ‚gut‘, ‚regelgerecht‘, ‚effizient‘, ‚ökonomisch‘ etc. bestimmte Handlungsweisen ausgeführt wurden (DEWEY 1988: 211). Solche kontextabhängigen Üblichkeiten (*customs*) können dabei als generalisierte Wertungs-Propositionen begriffen werden, die menschliches Handeln anleiten und in bestimmte Bahnen lenken können. Handeln, gerade auch intelligentes Handeln, greift deshalb nicht nur auf selbst gemachte Erfahrungen zurück, sondern immer auch auf einen Fundus sozial geteilter, habitualisierter und generalisierter Wertungen. Mehr noch, selbst als ‚rein körperlich‘ erfahrene Impulse und Antriebe – man denke an Hunger und Durst – sind zutiefst von den jeweiligen kulturellen Üblichkeiten geprägt (DEWEY 1988: 242, 248). Werden diese Wertungen nicht weiter kritisch hinterfragt, so motivieren sie routiniert im Sinne von Selbstverständlichkeiten bestimmte Absichten und Zwecke (*ends taken for granted*) – unabhängig davon, ob diese der persönlichen und sozialen Handlungssituation angemessen sind oder nicht. So können tradierte Regeln und Normen auch die Interessen einer kleinen

exklusiven Gruppe oder einer bestimmten gesellschaftlichen Klasse schützen und sie gegen die Herausbildung von bestimmten Absichten einer Mehrheit abschotten (DEWEY 1988: 229–230, 244).

Die kritische Auseinandersetzung mit persönlichen und sozialen habitualisierten Wertungen, die im jeweiligen Handlungskontext relevant sind, ist demnach eine der zentralen Aufgaben für die Deliberation. Handeln, sofern es sich an der Limesfigur des intelligenten Handelns orientiert, muss sich mit ihnen in Nachforschungen auseinandersetzen und sie im Sinne des Zweck-Mittel-Kontinuums als produktives Werkzeug für die Herausbildung reflektierter Absichten und Interessen begreifen (DEWEY 1988: 244–246). Dewey ist sich natürlich bewusst, dass eine solche Wertdeliberation in vielen Fällen gerade nicht in einer eindeutigen Antwort auf die Frage münden kann, wie denn nun klug zu handeln sei. Zu häufig ergeben sich hierbei Dilemma-Situationen und direkte Konflikte zwischen verschiedenen wertgeschätzten Zwecken. Genau hier setzt sein Kriterium für moralisch relevante Entscheidungssituationen an.

Dass sich Dewey gegen Ethiken wendet, die versuchen, über Wahrheit und Falschheit moralischer Sollens-Sätze zu urteilen, indem sie auf ein singuläres, universell gültiges und unwandelbares Bewertungskriterium rekurren (HILDEBRAND 2008: 65), sollte nach den obigen Ausführungen nicht weiter überraschen. Mit dieser Kritik Deweys lässt sich auch recht gut an Aussagen der aktuellen Ethikdebatten anschließen, etwa an Nida-Rümelin, wenn dieser schreibt:

„Schon Aristoteles wusste, dass das Handeln in der sublunaren Sphäre keine exakten Wiederholungen kennt und dass schon geringfügige Unterschiede andere Reaktionen erfordern. ‚Angemessenheit‘ und ‚Situationsgerechtigkeit‘ ist ein unabhängiges ethisches Gütekriterium. Aber um sich einer richtigen Entscheidung anzunähern, braucht man Regeln, die in hinreichend ähnlichen Fällen gelten, aber durch andere Erwägungen überwogen oder ausnahmsweise außer Kraft gesetzt werden können.“ (NIDA-RÜMELIN 2008: 61)

Wichtiger wiegt an dieser Stelle zudem Deweys Kritik, dass die etablierten Ethiktheorien seiner Zeit derartige Entscheidungssituationen, in denen Wertkonflikte und Handlungsdilemmata eine Rolle spielen, nicht adäquat repräsentieren können. In seiner Ethikkritik arbeitet sich Dewey dabei an drei großen europäischen moralphilosophischen Traditionen ab, denen er bewusst zugespitzt jeweils einen Vertreter voranstellt (FESMIRE 2014: 122): Die rationalistischen Gerechtigkeits- und Pflichtethiken lässt er durch Kants Moralphilosophie vertreten; die konsequentialistischen Zweckethiken durch Mills Utilitarismus; sowie schließlich die Tugendethiken durch Aristoteles.³⁷ Für Dewey besteht das Kernproblem bei der-

³⁷ Im Rahmen dieser Arbeit wird es nicht möglich sein, Deweys Kritik an jeder dieser Theorien nachzuzeichnen oder zu bewerten, ob seine teilweise etwas holzschnittartige Besprechung der Geschichte der Ethik adäquat ist. Stattdessen werde ich mich hier ausschließlich auf diejenigen *positiven* Aspekte beschränken, die für die hier zu behandelnde Fragestellung zentral sind.

artigen Ansätzen letztlich darin, dass durch den Rekurs auf ein singuläres Bewertungskriterium Wertungskonflikte im Grunde als eine Dysfunktion moralischen Wissens begriffen werden müssen. Sie werden als Entscheidungsproblem aufgefasst, das sich prinzipiell lösen lässt, wodurch erlebte Wertungskonflikte ‚wegelklärt‘ werden können. Denn je größer die Einsicht in das jeweilige moralische Prinzip sowie in die Art und Weise, wie die konkrete Situation unter dieses zu subsumieren ist, desto nachhaltiger können Wertungskonflikte aufgelöst werden. “The central dogma that unites ethical theories, whatever the differences that divide them, is that they must identify the fundamentally right way to organize moral reflection.” (FESMIRE 2014: 119)

Die Moralität von Handlungen hängt dann auch nicht von der tatsächlichen Durchführung einer Evaluation von Handlungsoptionen ab, noch nicht einmal davon, ob sich der Handelnde den verschiedenen Handlungsoptionen gewärtig ist. Ob eine Handlung moralisch oder unmoralisch ist, sei sie nun motiviert aus bloßer Routine heraus oder durch eine eingehende Evaluation, ergibt sich bei diesen Ansätzen aus der Übereinstimmung dieser Handlungsoption mit dem je angenommenen moralischen Prinzip. Dewey hingegen begreift solche konfliktbefreiten Situationen des Handelns gerade als nicht-moralisch, also als für uns jeweils moralisch nicht relevant:

“... the end presents itself directly as desirable, and the question is only as to the steps or means of achieving this end. Here we have conduct which, although excited and directed by considerations of value, is still morally indifferent. Such is the condition of things *wherever one end is taken for granted by itself without any consideration of its relationship to other ends.*” (DEWEY & TUFTS 1978: 191)

Dewey begreift Situationen, in denen es als unstrittig erlebt wird, welche Absicht verfolgt werden soll, das heißt welche Wertungen je maßgeblich sein sollen, vor allem deshalb nicht als moralisch im engeren Sinne, weil sich hier die Deliberation bzw. Evaluation nicht grundlegend von anderen Situationen unterscheidet: “... it is a question of ‘prudence,’ of expediency, or practical wisdom. Let any one of the ends, aesthetic, intellectual, hygienic, stand alone and it is a fit and proper consideration” (DEWEY & TUFTS 1978: 192). Für Dewey ist in solchen Situationen die bereits besprochene Limesfigur des intelligenten Handelns ausreichend, um Fragen des klugen Handelns zu adressieren. Dies gilt auch dann, wenn sich unterschiedliche Wertungen konfliktfrei zu einer bestimmten Absicht zusammenfassen lassen. Das Handlungsproblem besteht dann vor allem darin, die Mittel zur Erreichung dieser Absicht gegeneinander abzuwägen und diese zusammen mit den erwarteten Konsequenzen im weiteren Kontext zu reflektieren.

Dies ändert sich aber, sobald mindestens eine weitere Wertung als relevant erlebt wird, die mit der ersten inkommensurabel ist und nicht gleichzeitig erreicht werden kann. Die Form der Evaluation verändert sich hierbei grundlegend, denn die Herausbildung einer konkreten Handlungsabsicht muss in diesem Fall eine grundlegende Entscheidung über den Stellenwert verschiedener Wertungen in-

volvieren. Für Dewey ergibt sich hieraus das Kriterium zur Klassifizierung einer Problemstellung als ‚moralische Situation‘ im engeren Sinne:

“Conduct as moral may thus be defined as activity called forth and directed by ideas of value or worth, where the values concerned are so mutually incompatible as to require consideration and selection before an overt action is entered upon.” (DEWEY & TUFTS 1978: 194)

Weil bei so gut wie jeder Evaluation eine Vielzahl von expliziten und impliziten Wertungen, gerade auch in Form von sozial habitualisierten Denkhaltungen, eine prägende Rolle spielen, kann fast jede Entscheidungssituation prinzipiell moralisch relevant werden. Solange diese Situation aber als unproblematisch erlebt wird, oder zumindest als unstrittig hinsichtlich der maßgeblich relevanten Wertungen, begreift Dewey sie als moralisch indifferent:

“Persons perform the greater bulk of their activities without any conscious reference to consideration of right and wrong, as any one may verify for himself by recollecting the general course of this activity on any ordinary day from the time he arises in the morning to the time he goes to bed at night. His deliberations and wants are mostly concerned with the ends involved in his regular vocation and recreations.” (DEWEY & TUFTS 1978: 195)

Analog zur Überlegung, dass wir uns nur dann bewusst in einen Prozess der Evaluation einfinden, wenn wir eine Situation als problematisch erleben, liegt Dewey zufolge nur dann eine wirklich moralische Situation vor, wenn wir uns einem solchen fundamentalen Wertungskonflikt in einer Entscheidungssituation auch tatsächlich bewusst werden.³⁸ Das routiniert-habituelle Handeln stockt, weil wir uns zwischen verschiedenen als wertvoll erlebten, sich aber gegenseitig ausschließenden Zwecken für unser Handeln entscheiden müssen. Erst das Erleben konfliktbehafteter Wertentscheidungen macht eine moralische Deliberation – und damit Ethik – überhaupt nötig: “Moral theory cannot emerge when there is positive belief as to what is right and what is wrong, for then there is no occasion for reflection” (DEWEY & TUFTS 1985: 164). Aus Sicht der heutigen Ethikdebatte fügt sich Deweys Moralphilosophie damit recht passgenau in jenes Leitbild ein, das heute insbesondere durch die angewandte Ethik vertreten wird:

„Die Komplexität der Herausforderungen, denen sich die angewandte Ethik stellen muss, geht auf die Komplexität der Probleme zurück, mit denen sie sich befassen soll und um derenwillen es sie gibt ... Es handelt sich um Probleme, die in ihrem Kern aus der Verunsicherung der Handlungsorientierung resultieren, d.h. die Antwort auf die

³⁸ Dies bedeutet natürlich nicht, dass ein nicht-moralisches Handeln prinzipiell unsanktioniert bleiben müsste. Eine habituell ausgeführte Gewalttat mag *aus Sicht des Täters* auf eine nicht-moralische Handlungssituation verweisen. Dennoch kann die Frage, ob diese Handlungen *gesellschaftlich* geduldet oder sanktioniert werden soll, unabhängig davon ebenfalls zum Gegenstand einer moralischen Deliberation gemacht werden. Ist aber auch aus gesellschaftlicher Sicht die Bewertung völlig eindeutig (egal ob sie routiniert geduldet oder sanktioniert wird), so besteht nach Dewey in der Tat keine moralische *Problemsituation*, denn die Wertungen sind allerseits unstrittig.

Frage: „Was soll in dieser spezifischen Situation getan werden?“ ist nicht klar bzw. strittig... Die Probleme sind in reale, praktische Handlungszusammenhänge eingebettet und wirken dort auf eine Art und Weise, die von vielen bzw. zumindest von einigen Betroffenen als störend empfunden wird; sie unterbrechen den selbstverständlichen, reibungslosen Handlungsfluss. Die Lösung des Problems zeitigt ebenfalls reale Wirkungen: Sie verändert den praktischen Handlungszusammenhang in einer Art und Weise, der von zumindest einigen – im Idealfall aber von allen – Betroffenen als Aufhebung der Störung erlebt wird und den selbstverständlichen, reibungslosen Handlungsfluss wiederherstellt. Diese Störung ist mit ein Grund, warum ethische Probleme überhaupt als Probleme wahrgenommen werden“ (ZICHY 2008: 89–90)

Statt moralische Problemsituationen auf ein einzelnes wirksames Prinzip zu reduzieren, versucht Dewey der phänomenalen Komplexität tatsächlicher moralischer Konfliktsituationen gerecht zu werden. Für ihn bedeutet dies, die faktische Tragik von Dilemma-Situationen anzuerkennen und zuzugestehen, dass Wandel, Konflikt, Kontingenz, Ungewissheit und Widerstreit Teil der Realität moralischen Erlebens sind (HILDEBRAND 2008: 65–66).

Dabei treten uns in moralischen Problemsituationen nicht nur die je als relevant erlebten Wertungen unvereinbar gegenüber. Sie treten zudem auch in *unterschiedlichen Weisen* an uns heran. Dewey (1984c: 279–288; FESMIRE 2014: 122) entwickelt dies entlang an den drei oben erwähnten Ethiktraditionen. Im Sinne von ‚unabhängigen Faktoren in der moralischen Deliberation‘ können Wertungen in mindestens drei Weisen an uns herantreten: (1) als übergreifend geltende Gesetze und Pflichten des sozialen Zusammenlebens; (2) als die je individuell erlebten Konsequenzen des Handelns; (3) als die Anerkennung und Billigung des Handelns im Sozialgefüge. Statt eine dieser Weisen als hierarchisch übergeordnet zu begreifen, integriert Dewey diese moralphilosophischen Alternativpositionen in eine pluralistisch angelegte Moralphilosophie: „Dewey’s pluralism embraced the fact that when we ask different questions, we see different connections and possibilities, and this is an aid to both moral deliberation and the democratic development of policies” (FESMIRE 2014: 121).

Wie oben bereits angedeutet, geht Moralität und moralische Deliberation für ihn trotz seiner zum Teil vehementen Kritik an jeglicher Form des moralphilosophischen Fundamentalismus keineswegs in einem Wertrelativismus auf: „Dewey rejected as a fantasy the notion of a purified rational perspective from nowhere. There is in his view no universal plumb line, no singular moral compass, no inerrant moral intuition, no God’s-eye view. But *neither is ethics arbitrary*” (FESMIRE 2014: 136). Gemäß dem pragmatischen Prinzip besteht der Zweck moralischer Deliberation durchaus in ihrer handlungsanleitenden Funktion. Dabei können uns auch aus den klassischen philosophischen Traditionen heraus entwickelte Begriffe und Theorien bei dieser moralischen Deliberation zweckdienlich sein. Gerade in ihrer pluralistischen Zusammenschau können sie uns auf neue, bisher nicht bedachte Wertkonflikte aufmerksam machen und moralische Positionen sinnvoll kontextualisieren, sofern sie uns erlauben, den sozialen

Zweck von kulturell geprägten Wertvorstellungen zu verstehen und wertrelevante Implikationen unseres Handelns zu antizipieren. Konsequenterweise verwirft Dewey dann auch die traditionelle Unterscheidung von „moralischem“ und „unmoralischem“ Handeln zugunsten der Unterscheidung von *intelligentem* moralischen Verhalten (*intelligent moral conduct*) und einer unreflektierten, bloß routinierten oder blind impulsiven Orientierung an Wertvorstellungen. Die Pointe dieser höchst ‚eleganten‘ Ethikkritik liegt dabei darin, dass Dewey zwar den universalistisch-fundamentalistischen Geltungsanspruch klassischer Positionen der Moralphilosophie vehement zurückweist, deren inhaltliche Argumentation über die Limesfigur des intelligenten Handelns aber gleichzeitig produktiv in sein pluralistisches Modell integrieren kann. Dies funktioniert argumentativ genau deshalb, weil er seinen Ausgang von situativen Wertungskonflikten statt von universalistischen Moralprinzipien nimmt. Der Zweck von Moralphilosophie ist gerade nicht, die Konflikte vollständig aufzulösen, sondern sie zielt auf ihre produktive Bearbeitung im Sinne der pragmatischen Tauglichkeit:

“Realization that the need for reflective morality and for moral theories grows out of conflict between ends, responsibilities, rights, and duties defines the service which moral theory may render ... Moral theory can (i) generalize the types of moral conflicts which arise, thus enabling a perplexed and doubtful individual to clarify his own particular problem by placing it in a larger context; it can (ii) state the leading ways in which such problems have been intellectually dealt with by those who have thought upon such matters; it can (iii) render personal reflection more systematic and enlightened, suggesting alternatives that might otherwise be overlooked, and stimulate greater consistency in judgment. But it does not offer a table of commandments in a catechism in which answers are as definite as are the questions which are asked. It can render personal choice more intelligent, but it cannot take the place of personal decision, which must be made in every case of moral perplexity.” (DEWEY & TUFTS 1985: 165–166)

Wie ich in Abschnitt 1.2.1 bereits ausgeführt habe, zielt diese Orientierung am intelligenten Handeln letztlich darauf ab, nicht nur habituelle Denk- und Handlungsmuster zu hinterfragen, sondern insbesondere auch darauf, diese Form der Deliberationen selbst zu habitualisieren. Das heißt, wir können es uns zur Angewohnheit machen, auch scheinbar selbstverständliche Entscheidungen ein Stück weit zu problematisieren und unsere eigene Lebenssituation im Lichte pluralistischer ethischer Theorien kritisch zu reflektieren. Und wie oben bereits erwähnt, machen diese Habitualitäten das aus, was wir den Charakter einer Person nennen. Hierzu Dewey:

“Character is that body of active tendencies and interests in the individual which make him open, ready, warm to certain aims, and callous, cold, blind to others, and which accordingly habitually tend to make him acutely aware of and favorable to certain sorts of consequences, and ignorant of or hostile to other consequences.” (DEWEY & TUFTS 1978: 234)

Die Rückbindung des intelligenten Handelns an unsere eigenen Habitualitäten läuft deshalb letztlich auch auf eine Transformation des eigenen Charakters, des

eigenen Selbst hinaus. Eldridge (1998) zeichnet diesen Kerngedanken der bewussten Selbsttransformation unseres Charakters im lernenden Umgang mit der Umwelt durch Deweys Gesamtwerk hindurch detailliert nach. So schreibt er:

“John Dewey’s lifelong project was increasing intelligence, which he understood to be experience deliberately transforming itself.” (ELDRIDGE 1998: 13)

“We no longer have to depend on external authorities. We can learn from our experience, developing the standards and values we need as we go along. Experience can become constructively self-regulative ... This is a very good summary of Dewey’s core project. Science shows us the way to reconstruct our lives – indeed, our culture. From its example we can know how to transform our experience from within experience.” (ELDRIDGE 1998: 31)

Moralität wird so, ähnlich der antiken Auffassung, eine Frage der beständigen Übung und somit eine Kunst des verständigen, angemessenen Handelns. Entsprechend betont Hildebrand (2008: 68) auch, dass moralisch zu handeln letztendlich bedeute, zu verstehen, was moralische Nachforschung bedeutet, und sich dann auch *immer wieder neu* darauf einzulassen. ‚Moralischer Fortschritt‘ bemisst sich dabei für Dewey insbesondere in der Ausbildung von Denkgewohnheiten im Sinne von Fähigkeiten, die es uns erlauben, situationsgerecht zu differenzieren, neue Aspekte zu entdecken und immer wieder die eigenen ausgetretenen Pfade zu verlassen, die Gegend zu erkunden und sich so des eigenen Weges zu versichern:

“... moral progress and the sharpening of character depend on the ability to make delicate distinctions, to perceive aspects of good and evil not previously noticed, to take into account the fact that doubt and the need for choice impinge at every turn. Moral decline is on a par with the loss of that ability to make delicate distinctions, with the blunting and hardening of the capacity of discrimination.” (DEWEY 1984c: 280)

Ganz im Sinne seiner aufklärerischen Stoßrichtung sind charakterliche Reife und persönliches Wachstum dabei für Dewey die axiomatischen Fixpunkte, aus denen heraus er versucht ‚Moralität‘ jenseits des nie endenden Lernprozesses inhaltlich auszudeuten. So betont Dewey (1982a: 181; HILDEBRAND 2008: 83–85), der Zweck der Moralität bestünde nicht im Erreichen von unveränderlichen Gütern, sondern letztlich im persönlichen Wachstum. Die moralische Kernfrage, die die Richtung des eigenen Weges ‚vorgeben‘ soll und in der sich charakterliche Reife manifestiert, lautet hierbei: „Will ich wirklich eine Person sein, die diese Entscheidung trifft?“. Moralität, wie Dewey sie versteht, wirft uns damit zurück auf die Frage nach unserem persönlichen Lebensentwurf. Sie wirft uns zurück darauf, wie wir uns selbst sehen und wer wir sein wollen, das heißt letztlich auf das ‚moralische Selbst‘ (*moral self*):

“Consequently, it is proper to say that in choosing this object rather than that, one is in reality choosing what kind of person or self one is going to be. Superficially, the deliberation which terminates in choice is concerned with weighing the values of particular ends. Below the surface, it is a process of discovering what sort of being a person most wants to be.

Selfhood or character is thus not a *mere* means, an external instrument, of attaining certain ends. It is an agency of accomplishing consequences, as is shown in the pains which the athlete, the lawyer, the merchant, takes to build up certain habits in himself, because he knows they are the causal conditions for reaching the ends in which he is interested. But the self is more than an external causal agent. The attainment of consequences reacts to form the self." (DEWEY & TUFTS 1985: 287)

Weil Dewey Erleben im Sinne von geteiltem Erleben versteht und, wie oben dargestellt, die Wertdeliberation keineswegs nur auf individuelle Interessen begrenzt ist, sondern bezogen auf den gesellschaftlichen Kontext auch auf die soziale Ebene gehoben werden kann, wird der ‚sozialen Deliberation‘ in Deweys Werk ebenfalls große Aufmerksamkeit zuteil. Analog zu konfliktbehafteten individuellen Entscheidungssituationen, in denen routiniertes Handeln stockt und dies eine bewusste Deliberation und Entscheidung motiviert, gibt es laut Dewey (1984a: 165) Perioden in der Geschichte, in denen sich Gesellschaften mit neuen Herausforderungen konfrontiert sehen, die über die bereits institutionalisierten Prozesse nicht mehr adäquat adressiert werden können. Analog zur Frage nach dem eigenen Selbst lässt sich in solchen Fällen mit Dewey die Frage aufwerfen, „Wollen wir wirklich eine Gesellschaft sein, die so entscheidet?“ bzw. „In welcher Gesellschaft wollen wir leben?“. Wir können Dewey sicher auch mit Bezug auf unsere eigene Zeit zustimmen, wenn er 1932 schreibt:

“When social life is stable, when custom rules, the problems of morals have to do with the adjustments which individuals make to the institutions in which they live, rather than with the moral quality of the institutions themselves ... When social life is in flux, moral issues cease to gather exclusivity about personal conformity and deviation. They centre in the value of social arrangements, of laws, of inherited traditions that have crystallized into institutions, in changes that are desirable. Institutions lose their quasi-sacredness and are the objects of moral questioning. We now live in such a period.” (DEWEY & TUFTS 1985: 314–315)

Auch hier fügt sich Deweys Moralpragmatismus recht gut in das Leitbild der angewandten Ethik ein:

„Praktische ethische Probleme gehen in der Regel mit gesellschaftlichen Konflikten über die Antwort auf die Frage, was in einer Situation zu tun ist, einher. Meistens ist es der (auch antizipierte) gesellschaftliche Konflikt, der ein ethisches Problem überhaupt erst zu einem Thema, dessen sich die angewandte Ethik annehmen muss, macht. Und oft ist es auch der gesellschaftliche Konflikt, der als Störung des Handlungsflusses wahrgenommen wird bzw. sogar die Störung verursacht ... Als reale, in praktische Handlungszusammenhänge eingebettete Probleme sind sie oft lokal und temporär begrenzt.“ (ZICHY 2008: 90)

Derartige ‚soziale Deliberationen‘, die den Wert etablierter Strukturen hinterfragen, zielen dabei zwar auf eine Kritik, nicht aber auf die Abschaffung sozialer Institutionen. Die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben wollen, macht nur Sinn, wenn sie auf die Institutionalisierung neuer, reflektierter Wertungen abzielt und damit gewissermaßen auch auf einen gesellschaftlichen Lernprozess, auf den wir, wie Joas (2011) nicht ganz unähnlich betont, sicher nicht im teleologischen Sinne

zählen, wohl aber zumindest *hoffen* können.³⁹ Dass dieser Prozess der moralischen Nachforschung nicht nur individuell, sondern tatsächlich auch in Gemeinschaft produktiv vonstatten gehen kann, hat Fesmire (2003) überzeugend dargestellt. Auch die soziale Deliberation lässt sich letztlich als ‚dramatische Probe‘ charakterisieren, das heißt als das durchspielende Abwägen von Optionen und Handlungskonsequenzen in der Imagination. Die Deliberation gewinne gerade dadurch, dass sie Experten und über intensive Kommunikation die Überlegungen anderer mit einbezieht (FESMIRE 2003: 69–73). Zudem weist William Caspary (1991: 177–178) darauf hin, dass Deweys dramatische Probe gerade auch *die Reaktionen* von anderen Personen einschließt. Entsprechend betont er, dass für Dewey die vorgestellten Handlungskonsequenzen auch die Reaktionen und vorgestellten Empfindungen von anderen Personen beinhaltet (CASPARY 1991: 179–182).

Damit ein solcher Prozess der kritischen sozialen Deliberation über die eigenen Institutionen befördert werden kann, sind freilich einige Rahmenbedingungen zu erfüllen, etwa dass vom Status quo abweichende Meinungen auch öffentlich geäußert werden können. Zudem löst sich auch in der sozialen Deliberation die Notwendigkeit, sich für eine und gegen andere Optionen zu *entscheiden*, nicht in einer rationalen Argumentation auf. Sozialethik verweist damit immer auch in die Sphäre des Politischen. So wie Deweys epistemologische Position nahtlos an seinen Moralpragmatismus anschließt, so geht sein Entwurf eines sozialetischen Pragmatismus dann auch organisch in seine politische Philosophie und Demokratietheorie über – die Errungenschaft der Demokratie begreift Dewey dabei als der dem persönlichen Wachstum adäquaten Ausdruck gesellschaftlicher Ordnung, weil sie Selbstkritik und offene Handlungsentscheidungen zulässt (ELDRIDGE 1998: 197–201; HILDEBRAND 2008: 93).

An dieser Stelle ist es mir leider nicht möglich, Deweys politische Philosophie im Detail einzuführen, allerdings werde ich den Gedanken einer sozialen Deliberation in Abschnitt 1.3 noch einmal aufgreifen. Dabei werde ich darstellen, wie ich Deweys Moralpragmatismus für eine argumentativ operierende innovative Technikbewertung von Prozessen der Fluggastkontrolle fruchtbar machen möchte. An dieser Stelle kann aber mit Joas (2011: 171) geschlossen werden, dass Deweys individueller und sozialer Moralpragmatismus gerade nicht auf eine hedonistische Bedürfnisbefriedigung abzielt, sondern auf die Umsetzung eines *charakterlichen Ideals*, nämlich das einer „vollständig sinndurchtränkten Handlung“, die

³⁹ Deweys eigene politische Überzeugung spiegeln sich hier recht eindrücklich in seiner Sozialphilosophie. Sein Denken verweist trotz seines Eintretens für umfassende Veränderungen zugunsten sozialer Gerechtigkeit und der Stärkung einer politischen Öffentlichkeit auf klar konzeptualisierte Reformen, die immer wieder kritisch hinterfragt werden müssen, nicht aber auf radikale Umstürze und Revolutionen (FESMIRE 2014: 160–164). In seiner Sozialphilosophie zieht Dewey damit letztlich ganz ähnliche Schlüsse aus seinem fallibilistischen Ausgangspunkt, wie es auch Popper (2003a, 2003b) mit seinem Konzept der ‚offenen Gesellschaft‘ tut, in der die kritischen Fähigkeiten der Menschen freigesetzt und sich Reformvorhaben schrittweise bewähren sollen.

alle im konkreten Kontext relevanten Werte und Ziele zum Gegenstand der Reflexion macht, eines Handelns, das „in allen seinen Phasen auf die Verwirklichung von Idealen bezogen ist. Diese Perspektive erlaubt es, über eine pragmatische Relativierung situationsenthobener Zielsetzungen hinauszublicken.“

1.3 Technikbewertung aus moralpragmatischer Sicht

1.3.1 Deweys Moralpragmatismus in der deutschsprachigen Ethikdebatte

John Deweys Moralpragmatismus wird in der deutschsprachigen Ethikforschung kaum rezipiert. Es ist deshalb gewissermaßen erklärungsbedürftig, warum ich auf diesen Denker für die metaethische Fundierung meines Ansatzes zur Bewertung von Fluggastkontrollen zurückgreifen möchte. Dies wird Thema dieses Abschnitts sein, wobei ich zunächst auf einige philosophiehistorische Aspekte eingehe, ohne jedoch die Gründe für die fehlende Rezeption Deweys in Deutschland umfassend oder in systematischer Weise aufarbeiten zu wollen. Im Anschluss zeige ich dann, inwiefern Deweys Ansatz den in Abschnitt 1.1 herausgearbeiteten Anforderungen an eine anwendungsorientierte Ethik im Sinne einer argumentativ operierenden innovativen Technikbewertung gerecht wird.

Einer der wenigen Autoren⁴⁰ der deutschsprachigen Ethikforschung, die Deweys Denken explizit rezipiert haben, ist Hans Joas. Bereits Anfang der 90er wies dieser auf den Missstand der mangelnden Präsenz in den Debatten hin und veröffentlichte eigene Studien zu Dewey und den anderen Hauptvertretern des amerikanischen Pragmatismus.

„Am spektakulärsten aber ist die anhaltende Ignoranz gegenüber der Philosophie von John Dewey in Deutschland. Kein Denker von seiner intellektuellen Größe scheint mir in Deutschland kontinuierlich so stiefmütterlich behandelt worden zu sein wie er. Selbst Apel und Habermas [die ab Ende der sechziger Jahre insbesondere Peirce und Mead rezipierten, S.W-V.] streifen Deweys Werk nur am Rande.“ (JOAS 1992: 139)

Auch Joas fühlt sich vor diesem Hintergrund selbst in seinen späteren Werken noch genötigt, seinen Rückgriff auf Dewey zu rechtfertigen (JOAS 2013: 163). Eines der Hauptprobleme, mit denen sich die Rezeption des klassischen amerikanischen Pragmatismus in der deutschen philosophischen Forschung noch immer konfrontiert sieht, besteht dabei in dem bereits erwähnten Missverständnis, der Pragmatismus sei eine Denkschule, „die alle Phänomene von Natur und Geschichte nur unter alltäglich-praktischen Gesichtspunkten wahrzunehmen entschlossen ist“ (JOAS 2013: 163).

⁴⁰ Als weiterer Autor, der derzeit den amerikanischen Pragmatismus auch in deweyscher Prägung mit der deutschsprachigen Hermeneutikforschung ins Gespräch bringt, könnte hier etwa noch Mattias Jung genannt werden.

Joas (1992: 114–145) hat die Beschäftigung der deutschen Philosophie mit dem amerikanischen Pragmatismus eindrucksvoll als Geschichte eines Missverständnisses dargestellt. Bis heute wirksam ist dabei Max Schelers 1926 publizierte Kritik des ‚philosophischen Pragmatismus‘, in der er der pragmatischen These zwar ein gewisses Eigenrecht für den Bereich der Naturwissenschaften einräumt, diese aber im Ganzen zugleich als unhaltbar zurückweist. Letztlich setzt sich Scheler aber kaum ernsthaft mit den amerikanischen Pragmatisten auseinander. Vielmehr tradiert er eine Vielzahl der krassen Verkürzungen und polemischen Wendungen, die schon in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gegen den amerikanischen Pragmatismus vorgebracht wurden (JOAS 1992: 126).

Eines der Hauptprobleme in Schelers Arbeit dürfte zunächst darin liegen, dass er im philosophischen Pragmatismus eine einheitliche Denkschule zu begreifen versucht. So rezipiert er Pierce offenbar ausschließlich über einige Zitate (SCHELER 1926: 259–260) aus einer bereits in den 1870ern von James konzipierten, aber erst 1907 veröffentlichten Schrift. Diese Schrift, die dann 1908 erstmals in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Der Pragmatismus* erschien (MARCUSE 1955: 263), bildet offenbar die einzige Textbasis für Scheler. Wie es schon vor dem ersten Weltkrieg charakteristisch für die deutsche Debatte war (JOAS 1992: 116–124), denkt Scheler (1926: 241) diesen auf schmaler Textbasis fußenden Pragmatismus im nächsten Schritt dann recht schnell mit vermeintlichen deutschen und europäischen Vertretern in eins. Hierbei zählt er Denker wie Friedrich Nietzsche, Henri Bergson und Hans Vaihinger mit zum Pragmatismus und subsummiert die sich daraus ergebende ‚Denkrichtung‘ unter eine höchst eigenwillige Formulierung des pragmatischen Prinzips: Wissen und Erkenntnis würden demgemäß im Sinne eines „Willens zur Macht und zur Naturbeherrschung“ (SCHELER 1926: 235) begriffen. Entsprechend schreibt er dem Pragmatismus dann die These zu, das Wesen der Erkenntnis liege darin, „Urteile [zu] bilden, die zu nützlichen Handlungen führen“ (SCHELER 1926: 245). Hieraus folgert er, der pragmatische Begriff des Wissens bleibe als „Arbeits-“ oder „Beherrschungswissen“ auf einer niedrigen „Rangordnung“ von Wissensformen (SCHELER 1926: 250–252). Sie sei zwar dem naturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse angemessen, durch den Ausschluss allen Wissens, das unserem Handeln keinen direkten ökonomisch-beherrschenden Erfolg bereitet könne es aber ganz sicher nicht auf „das Werden und die Entfaltung der Person“ (Schelers ‚Bildungswissen‘) abstellen (SCHELER 1926: 250–252). Dass dieses Zerrbild des pragmatischen Prinzips nicht viel mit Peirces Grundgedanken und Deweys Wendung des pragmatischen Prinzips gemein hat, sollte nach meinen Ausführungen in Abschnitt 1.2 offensichtlich sein.

Betrachtet man Schelers Argumentation etwas genauer, so ist Joas dahingehend zuzustimmen, dass sich die offensichtlichen Mängel zwar philosophiegeschichtlich gesehen für die Rezeption in Deutschland als sehr wirkmächtig erwiesen haben. Gleichzeitig bildet der amerikanische Pragmatismus aber eher eine

Folie, vor deren Hintergrund Scheler sein für ihn wesentliches und sicherlich ansonsten überzeugendes Argument erarbeitet, nämlich die Kritik einer Auffassung von Erkenntnis, die Wissen auf die Bereiche des messenden, beherrschenden und auf wirtschaftliche Interessen bezogenen Umgangs mit der Welt beschränkt. Zudem lassen sich in Schelers Denken auch viele Parallelen zum Pragmatismus finden, sodass Joas (2013: 125–127) bei Scheler auch von einem ‚verdeckten Pragmatismus‘ spricht.⁴¹

Nicht nur in Schelers Schrift, sondern in fast der gesamten deutschsprachigen Debatte bis zum Teil weit nach dem zweiten Weltkrieg lässt sich zudem ein Pathos der Überlegenheit erkennen, das den Amerikanern schlicht die intellektuelle Kapazität zu einer Philosophie abspricht, mit der es sich lohnen würde, sich genauer zu befassen.⁴²

„Auch an den sachlichen Einwänden ist ... bemerkenswert, daß diejenigen, die sie vorbrachten, sich nur die Mühe einer punktuellen Erwiderung machten. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß man im Selbstgefühl traditioneller deutscher philosophischer Überlegenheit den Gegner zwar annehmen, aber natürlich auch nicht überschätzen wollte. Man sprach mit ihm generell im Ton der Belehrung. Die sachlichen Kritiker meinten sichtlich, daß die Amerikaner eben noch zu wenig Philosophie kannten und nach geduldiger Unterweisung von einem Irrweg wie dem des Pragmatismus zurückfinden würden. Die weniger sachlichen Kritiker stellten direktere Verbindungen zwischen James und Amerika her, als es der Verweis auf die philosophische Unbildung der Neuen Welt war ... Schäbiger Opportunismus, Relativismus und Irrationalismus sind die typischen Bezeichnungen für den Pragmatismus.“ (JOAS 1992: 119)

Dies erklärt auch, warum sich die Auseinandersetzung – wie bei Scheler – in deutschsprachigen Rezeptionen zumeist recht schnell auf tatsächliche oder vermeintliche europäische Vertreter des Pragmatismus verschiebt (JOAS 1992: 122). Die polemischen Stereotypisierungen des amerikanischen Denkens sind in der deutschen Debatte freilich insbesondere vor dem Hintergrund der beiden Weltkriege prominent. Aber selbst bei deutlich wohlwollenderen Rezipienten des

⁴¹ Scheler argumentiert letztlich gegen eine szientistische Verengung des Erkenntnisbegriffs, durch die Wissen allein im Sinne der Naturbeherrschung gedeutet wird und menschliche Bildung und religiöse Erfahrungen als Wissensziele überhaupt nicht mehr in den Blick genommen werden können. Gerade für James und Dewey kann eine solche Verengung des Erfahrungsbegriffs aber keinesfalls angenommen werden – beide argumentieren hierzu im Grunde ganz im Sinne Schelers. Weil Scheler aber genau diese Verengung im Pragmatismus zu erkennen glaubt, kritisiert er scharf: „Dieser sogenannte ‚neue‘ Wissensbegriff des Pragmatismus ist eben ein vollendeter Unsinn ... Für die ‚Bildung‘, das heißt die freie Selbstentfaltung aller Geisteskräfte der Person, und für das Wachstum des Geistes (des subjektiven und objektiven) durch Funktionalisierung von Wesenswissen in und durch Personen ist aber alle mögliche Natur- wie Selbstbeherrschung recht eigentlich erst da – keineswegs aber die Person und ihr Wachstum für ein Maximum von Naturbeherrschung“ (SCHELER 1926: 251).

⁴² Als paradigmatisch für die neuzeitliche szientistische Verengung des Erkenntnisbegriffs verweist Scheler beispielsweise auf die „sich selbständig entwickelnden Kulturannexe Amerika usw.“ (SCHELER 1926: 252).

Pragmatismus werden auch nach den Kriegen noch sehr kulturdeutende Interpretationen vertreten. So fragt Marcuse (1955: 266–268) etwa, was denn amerikanisch am amerikanischen Pragmatismus sei, und kommt zu dem Schluss, dass die „Wendung vom Denken zur Praxis ... in Amerika besonders hausbackene Formen angenommen [hat]“, gibt aber immerhin zu bedenken, dass das „polemische amerikanische Vokabular“ und „die grobe Wendung zum Praktischen hin nicht so sehr Kulturlosigkeit und Unfähigkeit zur denkerischen und künstlerischen Meditation“ gewesen sei, als vielmehr Ausdruck eines Mangels an Pathos und einer anti-feudalen, demokratischen Haltung als „Philosophie des Manns auf der Straße“.

Es ist interessant, dass sich, wie Joas weiter ausführt, diese Missverständnisse selbst noch bei den vielen während der nationalsozialistischen Herrschaft in die USA geflohenen deutschsprachigen Migranten hielten:

„Hier kommen dieselben Vorurteile von links, die vor dem ersten Weltkrieg eher deutschnationale Farben trugen. Prompt wird auch wie in der deutschen Professorenpolemik das rationalistische Folgeverhältnis von Wahrheit und Nützlichkeit gegen die Attacke des Pragmatismus wiederhergestellt ... Auf den verschiedensten Themenfeldern: von der politischen Theorie über Sozialpsychologie und Kulturtheorie bis zur Philosophie wirkte sich vielmehr ein marxistischer Funktionalismus aus, der die USA als Kapitalismus in Reinform zu deuten zwang.“ (JOAS 1992: 135–136)⁴³

Bestätigung fand dieses Missverständnis insbesondere darin, dass einige derjenigen Philosophen, die mit autoritären Ideen oder dem Nationalsozialismus sympathisierten – Joas nennt hier unter anderem Martin Heidegger und Eduard Baumgarten – Dewey und den Pragmatismus offen (Baumgarten) oder verdeckt (Heidegger⁴⁴) rezipierten, dabei aber Deweys pragmatischen Grundgedanken aus

⁴³ Dass es sich hierbei nicht einfach nur um, wie Joas wohlwollend formuliert, ein Missverständnis handelt, wird durch den regen Austausch zwischen dem Horkheimer-Kreis und dem Dewey-Schüler Sidney Hook deutlich, den Thomas Wheatland (2009: 97–139) eindrücklich im Detail nachzeichnet. Tatsächlich geht es hierbei, wie Wheatland nachweist, viel tiefgreifender auch um einen Konflikt zwischen dem epistemologischen Standpunkt der radikalen Fallibilität jedweden Wissens und des Tauglichkeitskriteriums im Pragmatismus und der Einnahme eines im Widerstreit absoluten philosophischen Standpunkts in der Dialektik der Kritischen Theorie. Zu einem Zeitpunkt, an dem Horkheimer jedenfalls ein deutlich besseres Verständnis vom amerikanischen Pragmatismus und auch von Deweys Philosophie gehabt haben dürfte, tauchen dennoch wieder die von Joas beschriebenen Verkürzungen und Polemiken auf, diesmal aber in der Wendung als Philosophie des Kapitalismus und der Konsumgesellschaft, die in einem totalitären Denken münden müsse und sich letztlich notwendig selbst abschaffen werde (HORKHEIMER 1967: 48, 59). Neben dem Vorwurf, der Pragmatismus sei letztlich keine echte Philosophie (HORKHEIMER 1967: 49, 55, 61) bringt Horkheimer auch wieder den Vorwurf des Hedonismus und der Unterwerfung unter Triebe vor (HORKHEIMER 1967: 58, 60). Gerade im Hinblick auf Deweys Betonung der Notwendigkeit einer historisch-kulturellen Selbstverständigung scheint es dann aber höchst befremdlich, wenn er schreibt: „Der Pragmatismus spiegelt eine Gesellschaft wider, die keine Zeit hat, sich zu erinnern und nachzudenken“ (HORKHEIMER 1967: 51).

⁴⁴ Mit Verweis auf die Arbeiten von Habermas, Carl Friedrich Gethmann, Karl-Otto Apel und anderen insbesondere zum Heidegger der 20er Jahre hebt Joas (1992: 127–129) hier-

seinen Bezügen auf ein pluralistisches Erleben und eine demokratische Öffentlichkeit herauslösten (JOAS 1992: 129, 133). „Mit seiner breiten Kenntnis wurde [Baumgarten] zum entscheidenden Vermittler des Pragmatismus an faschistische Intellektuelle“ (JOAS 1992: 133). Vor diesem Hintergrund scheint es zumindest ein Stück weit verständlich, warum die deutsche philosophische Debatte nur sehr langsam zu einer näheren Beschäftigung mit dem klassischen amerikanischen Pragmatismus findet.

Dass Deweys Denken in Deutschland auch nicht stärker über den Umweg der Technikfolgenabschätzung aus der englischsprachigen Debatte rezipiert wurde, wird durch den Umstand verständlich, dass Dewey dort bis vor kurzem kaum dezidiert als Technikphilosoph gelesen wurde (HICKMAN 1990: 1). Dies mag auf den ersten Blick recht überraschen, denn, wie insbesondere Larry Hickman (1990, 2001) überzeugend herausgearbeitet hat, durchzieht die Beschäftigung mit Technik Deweys gesamtes Werk von über 13.000 publizierten Seiten. Diese Zentralität des Themas ‚Technik‘ lässt sich zumindest zu einem Teil durch den historischen Kontext erklären, in dem Dewey schrieb, und auf den er seine Philosophie auch immer wieder ganz explizit ausrichtete. Trotz des rasanten technischen Wandels in unserer heutigen Zeit lässt sich dabei kaum erahnen, wie umfassend die gesellschaftlichen Umwälzungen zu Deweys Zeit gewesen sein müssen:

“At the time of Dewey’s birth in 1859 the United States was in the last stages of what Lewis Mumford has called the ‘eotechnic’ period of technology. Wind, water, and animals were still the primary sources of power. Wood, in addition to powering steamships and railway locomotives, was the principal material of construction ... By 1900, however, when Dewey was in the middle of his ten-year term at the University of Chicago, Americans had moved firmly into Mumford’s ‘paleotechnic’ phase of coal and steel ... By the time of Dewey’s death in 1952, America was the undisputed leader in what Mumford called the ‘neotechnic’ age of electricity and synthetic materials. America had moved, and had helped move the world, into the age of nuclear fission.” (HICKMAN 2001: 2–3)

Wie Hickman schreibt, gibt es trotz der zentralen Rolle von Technik und technischem Wandel in Deweys Lebenswerk aber dennoch keine explizite und zusammenhängende Besprechung von Technologie als solcher. Seine Überlegungen hierzu sind verstreut und beschäftigen sich oft nur implizit mit Bereichen der Technik, während explizit Themen wie Ethik, Logik, Ästhetik, Erziehung, Religion und Politische Theorie behandelt werden (HICKMAN 1990: 2). Insofern wird Dewey in gewisser Hinsicht zu Recht auch kaum als Technikphilosoph im engeren Sinne wahrgenommen.

bei die drei heideggerschen Konzepte ‚Zuhandenheit‘, ‚In der Welt Sein‘ und ‚Sorge‘ hervor. Der Begriff der Sorge wird bei meiner Besprechung des Begriffs Sicherheit als Gegenstand einer Ethik in Abschnitt 2.1 noch eine besondere Rolle spielen. Zwar gehe ich in meiner Arbeit nicht von Heideggers Begrifflichkeiten aus, doch deutet sich hierdurch bereits an, was ich im Laufe dieses Abschnitts noch genauer herausarbeiten werde, nämlich dass trotz der geringen Präsenz Deweys in der deutschsprachigen Philosophie eine ganze Reihe von Anschlussmöglichkeiten an die Hermeneutikforschung bestehen.

Nach Hickman kann man Deweys Pragmatismus jedoch in einer anderen Hinsicht als viel inniger mit einer bestimmten Technikkonzeption verbunden sehen, als es durch eine Besprechung des technischen Wandels möglich wäre. Wie ich in Abschnitt 1.1.1 erläutert habe, lässt sich der Begriff ‚Technik‘ als regelgeleitetes, sachverständiges Können fassen. Hickmans These ist dabei, dass Dewey gerade deshalb als Technikphilosoph gelten könne, weil sich bei ihm jede Form der intelligenten Nachforschung und Deliberation als ein methodisches Vorgehen zur Herausbildung von handlungsbezogenem, situationsverständlichem Können erweist:

“The key to understanding Dewey’s work as a contribution to the philosophy of technology is, I suggest, an appreciation of his contention that all inquiry or deliberation that involves tools and artifacts, whether those tools and artifacts be abstract or concrete, tangible or intangible, should be viewed as instrumental: in other words, as a form of technology” (HICKMAN 2001: 26)

Die oben erwähnte mögliche Unterscheidung zwischen spezifischen technischen Artefakten und Verfahren (Realtechniken) und den umfassenderen theoretischen Konzeptionen von technischer Produktion und Entwicklung (*Technologien*) legt Hickman (2001: 15, 1990: 11) auf Dewey hin neu aus. Dadurch, dass die Nutzung und Implementierung technischer Geräte und Verfahren nicht zwangsläufig auf ein tieferes Verständnis der Technologien angewiesen ist, kann sich technisches Handeln habitualisieren. Es wird zum routinierten, verlässlichen, aber auch unkritischen und potentiell problemadäquaten Handeln. Hickman unterscheidet derartiges technisches Handeln von einem wissensgeleiteten, sachverständigen Einsatz von technischen Geräten und Verfahren, dem technologischen Handeln. Dabei überträgt er die Limesfigur des intelligenten Handelns direkt auf den Bereich der Technik. So kommt er zu der These, Deweys Konzept des intelligenten Handelns stelle selbst eine Technologie dar, nämlich die eines situationsgerechten Umgangs mit der Umwelt:

“Intelligence is for Dewey not something over or against technology, but a characteristic of technology in its honorific sense. In other words, when what is commonly called technology fails to be intelligent, it does not, strictly speaking, deserve the name ‘technology.’ It should instead be termed repetition or habitual behavior, acquiescence to the temptation of personal gain in economic or political spheres, or perhaps even laziness or stupidity.” (HICKMAN 1990: 11–12)

Hickmans Nachweis darüber, dass Dewey seinen Begriff des intelligenten Handelns selbst im Sinne einer Technologie begriffen und somit als einer der ersten Technikphilosophen überhaupt zu gelten habe, erscheint bisweilen überspannt.⁴⁵

⁴⁵ So legt er etwa eine Textstelle, in der Dewey (1975: 94–95) schreibt, dass moralische Einsicht und somit auch moralische Theoriebildung auf dieselbe alltägliche Intelligenz verweisen müsse, die auch Kurzwaren bemisst, Nägel in die Wand hämmert, Weizen verkauft oder Telefone erfindet, dahingehend aus, dass Dewey als einer der ersten eine Ingenieursethik im Blick hatte (HICKMAN 1990: 4).

Es ist zudem unklar, was diese Auslegung des intelligenten Handelns als *Technologie* gegenüber Deweys expliziter Bezeichnung als *Methode* konkret erhellen soll. In jedem Fall zeigt Hickmans Auslegung aber überzeugend, wie adäquat sich Deweys Pragmatismus auf eine kritische Betrachtung technischen Handelns anwenden lässt. Auch zeigen verschiedene von Jozef Keulartz u. a. (2002; FRANSSEN u. a. 2013) herausgegebene Aufsätze, wie produktiv sich der klassische Pragmatismus in der Technikphilosophie erweisen kann, weshalb sich die Herausgeber diesbezüglich auch für eine verstärkte Rezeption starkmachen.

Dass Dewey (1984c: 270) sich durchaus mit dem technischen Wandel auseinandersetzt, wird zudem auch klar, wenn er schreibt, dass technisches Handeln die menschliche Umwelt derart stark verändert hat, dass angesichts völlig neuartiger Möglichkeiten des Handelns das Erleben nicht mehr in traditionellen Kategorien gefasst werden kann. Entsprechend beklagt er, dass die damaligen Theorien zwar verschiedene Aspekte dieses technischen Wandels einfangen, letztlich aber keine Integration in etablierte Habitualitäten und Zukunftserwartungen leisten würden. Mehr noch, sie können technischen *Wandel* konzeptuell nicht adäquat erfassen: “In science and in industry the fact of constant change is generally accepted. Moral, religious, and articulate philosophic creeds are based upon the idea of fixity” (DEWEY 1984c: 270). Inwiefern sich Deweys Moralpragmatismus dabei exzellent eignet, um im Bereich der angewandten Ethik und philosophischen Technikfolgenforschung produktiv an die aktuellen Herausforderungen anzuschließen, werde ich im nächsten Abschnitt betrachten.

1.3.2 *Moralpragmatismus als anwendungsorientierte Ethik*

Dass Deweys Moralpragmatismus sehr produktiv mit technischen Neuerungen umgehen kann, wird anhand der Anforderungen an eine angewandte Ethik im Sinne einer innovativen Technikbewertung deutlich, die ich in Abschnitt 1.1.2 herausgearbeitet habe. Dabei standen drei Hauptaspekte im Vordergrund: Die anwendungsorientierten Herausforderungen (1) der metaethischen Begründung, (2) der Demokratieverträglichkeit, sowie (3) der empirischen Adäquatheit der Technikbewertungen im Hinblick auf einen spezifischeren thematischen Zchnitt für umgrenzte Handlungsbereiche.

Bezogen auf die metaethischen Fragen (1) ist klar geworden, dass die Technikfolgenforschung aktuell nach stärkeren epistemologischen Begründungsmodellen sucht. Zwar scheint die Orientierung an Technikfolgen zunächst eine utilitaristische Argumentation nahezu legen, doch scheitert der Rückgriff auf die klassischen Ethiktraditionen mit ihrer Rückführung auf jeweils ein leitendes Prinzip recht schnell angesichts der Vielzahl an situativen Besonderheiten im Einzelfall. Kasuistische Ethiken scheitern hingegen oft daran, dass sich ihre Urteile kaum über den Einzelfall hinaus replizieren lassen und unklar ist, inwiefern sich die Ergebnisse wissenschaftlich rechtfertigen lassen. Aktuell weist der Stand der For-

schung in der angewandten Ethik deshalb vor allem in Richtung von lebens- bzw. alltagsweltlich verankerten, kohärentistischen Begründungsmodellen (NI-DA-RÜMELIN 2005c: 57–58). Hermeneutische Überlegungen spielen hierbei eine besondere Rolle. Sie sollen eine methodische Fundierung für die von einer anwendungsorientierten Ethik erwarteten Orientierungs-, Strukturierungs- und Leitungsfunktionen bieten. Dabei sollen Wertkonflikte nicht aufgelöst werden. Statt dessen soll ein vertieftes Verständnis der vorherrschenden konkreten Probleme eine gesellschaftlich befriedigende Bearbeitung ermöglichen. Damit, so wurde klar, wird die Gesellschaft letztlich nicht nur als Adressat für eine ethisch argumentierende innovative Technikbewertung ausgemacht, sondern sie ist zugleich auch ihr analytischer Ausgangspunkt.

Dass es eine eindeutige Nähe zwischen Deweys Moralpragmatismus und Ansätzen der Phänomenologie, insbesondere aber der phänomenologischen Hermeneutik im Sinne einer lebens- bzw. alltagsweltlich verankerten Selbstverständigung gibt, dürfte an verschiedenen Stellen in Abschnitt 1.2 bereits deutlich geworden sein. In Deweys Philosophie lässt sich diesbezüglich insbesondere der Begriff des ‚geteilten Erlebens‘ starkmachen, der auf Überzeugungen in der Primärerfahrung verweist, welche das Erleben prägen und die über soziale Kommunikation und Interaktion stabilisiert und gemeinschaftlich habitualisiert wurden. Deweys Wendung des pragmatischen Prinzips in der Limesfigur des intelligenten Handelns rekurriert dabei methodisch auf eine Deliberation, die das Verständnis lebendiger Problemsituationen vertiefen und das Erleben so transformieren soll. Insbesondere Hans-Helmuth Ganders (2006) Überlegungen zu einer ‚Hermeneutik der Situation‘⁴⁶ scheinen hier einen äußerst vielversprechenden Ausgangs-

⁴⁶ Ganders Überlegungen schließen an die Phänomenologie Husserls, an die hermeneutische Wende des jungen Heidegger sowie an Hans-Georg Gadammers Hermeneutik an. Wenn ich bei Dewey immer wieder von einer großen Nähe zu hermeneutischen Ansätzen spreche, so schließe ich an Ganders Verständnis von ‚Hermeneutik‘ an, das über eine reine Texthermeneutik hinaus weist und in diesem Sinne ‚Text‘ in einem deutlich weiteren, lebensweltlichen Sinne als „Kristallisationsraum menschlichen Selbst- und Weltverständnisses“ begreift (GANDER 2006: 14). Lebenswelt, und das ist zentral, wird dabei insbesondere als geschichtlich-kulturell geprägt begriffen. Stoßrichtung der Überlegungen Ganders ist dabei, die „*philosophische Frage nach dem Selbst*“ als „*Frage der Selbstverständigung in der geschichtlichen Welt*“ zu entwickeln (GANDER 2006: 15). Die Anwendung der Hermeneutik auf die eigene Lebenssituation kann so konzipiert werden als „fortlaufend-vorläufige Selbstvergewisserung“ im Sinne einer Selbstausslegung und Selbst-Enträtselung des Menschen „auf [die geschichtliche Welt] hin und von ihr her als seiner *Lebenswelt*“ (GANDER 2006: 6). Dabei steht insbesondere Heideggers ‚Hermeneutik der Faktizität‘ im Mittelpunkt, für welche Gander die „*Applikation als integrales Strukturmoment*“ herausarbeitet (GANDER 2006: 326). Der Sinn einer solchen Selbstausslegung in der hermeneutischen Applikation erfüllt sich dabei letztlich in einer kritischen Auslegung des Selbst in der jeweiligen, historisch-biographischen Situation, was die eigenen theoretischen Prämissen und Vorgriffe miteinschließt: „Die Welt qua Lebenswelt hat sich geschichtlich gebildet. Insofern muß die Hermeneutik der Faktizität die Selbst- wie Weltverstehensvollzüge des faktischen Daseins unter der Perspektivität ihrer Historizität thematisieren, worin miteingeschlossen ist die Historizität auch der Auslegung der Auslegungen, d.i. der Hermeneutik selbst“ (GANDER

punkt zu bieten, die Philosophie Deweys mit phänomenologischen Hermeneutik ins Gespräch zu bringen. An dieser Stelle soll allerdings der Hinweis genügen, dass, weil in Deweys Ansatz eine begründete ethische Theoriebildung im Ausgang von konkreten Wertkonflikten erfolgen muss, der Moralpragmatismus situative Gegebenheiten und metaethische Fundierung über ein letztlich hermeneutisches Vorgehen durchweg schlüssig vermitteln kann.

Dewey bietet zudem eine Ethikbegründung an, die nicht nur auf individuelles Handeln ausgerichtet ist. Schiller (1975: 193) ist dabei zuzustimmen, wenn er schreibt, dass eine Metaethik die Frage stellen lassen muss, ob der Wahrheitswert der moralischen Urteile ein individueller oder ein sozialer oder beides ist, sich die Tauglichkeit einer Ethiktheorie also im persönlichen und/oder politischen Handeln erweisen muss. Für den Forschungsgegenstand dieser Arbeit ist klar, dass es sich um eine gesellschaftliche Problemsituation handelt. Denn die in der Einleitung aufgeworfene Frage, wie verschiedene Formen der Fluggastkontrollen hinsichtlich ihrer ethischen und gesellschaftlichen Folgen bewertet und verglichen werden können, verweist auf eine moralische Situation hinsichtlich der *politischen Entscheidung* darüber, wie der Schutz vor Angriffen auf die zivile Luftfahrt gesellschaftlich organisiert werden soll. Nicht die jeweils persönlichen moralischen Urteile der Passagiere hinsichtlich der Fluggastkontrollen sind Gegenstand dieser Arbeit, sondern der Versuch einer politisch-gesellschaftlichen Selbstverständigung zum Beispiel darüber, wie die technische Gewährleistung von Fluggastkontrollen mit unserem Selbstbild als offene, demokratische und rechtsstaatliche Gesellschaft vermittelt werden kann, das heißt welchen Charakter unsere Gesellschaft letztlich haben soll.

Ganz im Sinne der Anforderung an eine angewandte Ethik zielt eine moralpragmatisch begründete Theorie, wie ich sie in dieser Arbeit entwickeln möchte, nicht auf die Auflösung der Wertkonflikte und schon gar nicht auf die Vorweg-

2006: 339–340). Die philosophische Frage nach dem Selbst kann so methodisch im Sinne einer ‚Hermeneutik der Situation‘ neu bestimmt werden als fortlaufende „Zeitkritik“ im Sinne einer geschichtlich-biographischen Selbstverständigung (GANDER 2006: 360).

Mit Blick auf Dewey ist es an dieser Stelle wichtig darauf hinzuweisen, dass dessen Begriff der ‚Situation‘ (dem ich mich in der Folge anschließe) deutlich enger gefasst ist, als dies bei Gander entwickelt wird. Eine situative moralische Deliberation im Sinne Deweys verweist durch den Ausgang von als problematisch erlebten Momenten einer konkreten Entscheidung zunächst gerade nicht auf eine umfassende geschichtlich-biographische Selbstverständigung. Allerdings scheint zumindest Deweys Limesfigur des intelligenten Handelns, die ja auf möglichst umfassend informierte Deliberationen verweist, durchaus gut anschließbar an Ganders Konzeption einer Hermeneutik der Situation zu sein: Dies ist gerade deshalb der Fall, weil Gander sich bei seinen Überlegungen vor allem auf den jungen Heidegger stützt – denn an die ontologische Wende Heideggers in *Sein und Zeit* lässt sich mit Deweys Pragmatismus nur noch bedingt anschließen. Statt dessen verweist Gander ganz explizit auf eine pragmatisch gewendete phänomenologische Hermeneutik, die den Anspruch entwickelt, „Philosophie als Lebensform“ zu begreifen (GANDER 2006: 362). Mit Blick auf Dewey scheinen hier deutliche Parallelen zu dessen Idee einer Habitualisierung intelligenten Handelns und der deliberativen Frage nach dem eigenen Charakter auf.

nahme politischer Entscheidungen. Vielmehr wird sie darauf abstellen müssen, *die gesellschaftlich relevanten Konflikte bei der Planung und Implementierung von Fluggastkontrollen zu rekonstruieren*. Über Deweys Moralpragmatismus lassen sich diese Konflikte als sozial habitualisierte, pluralistische Wertungen fassen, die einer reflektierenden Selbstverständigung zugänglich sind. Wie Fesmire (2014: 53–59) ausführt, nutzt Dewey für derartige Reflexionsprozesse über die relevanten vorgängigen Wertungen in einer Handlungssituation an verschiedenen Stellen seines Werkes die treffende Metapher des Kartographierens – sowohl im Sinne der verlässlicheren Orientierung über die Erzeugung einer Landkarte, wie auch des systematischen Auslotens von Gewässern bei der Erzeugung von Seekarten.⁴⁷ Im Anschluss an Dewey betont Todd Lekan (2003: 3–4), dass eine solche Rekonstruktion von Wertungskonflikten immer selektiv Schwerpunkte setzen wird (*principle of selective emphasis*), also niemals nur eine passiv-wiedergebende Beschreibung ist, sondern als auf einen Zweck hin aktivisch-konstruierend begriffen werden muss – als Re-konstruktion. Dies muss in einem moralpragmatischen Ansatz ständig mitreflektiert werden. Auch Lekan verweist dabei auf die Metapher der Kartographie: “Models of practical reasoning are like maps. We don’t confuse the map with the land that it represents – a land rich in detail, and always in a process of change” (LEKAN 2003: 13–14).

Über die kartographierten Konflikte soll eine moralpragmatische Theorie nun weiterhin eine problemorientierte Reflexion ermöglichen und sie so einem vertieften Verständnis zuführen. Das Ausarbeiten der Karte vollzieht sich damit letztlich im weiteren Sinne als *hermeneutische Selbstverständigung*. Als eine Form von TA zielt ein derart verstandener moralpragmatischer Ansatz darauf ab, ein Beratungsangebot zu schaffen, das helfen soll, politische Debatten über die konkrete Organisation von Fluggastkontrollen zu orientieren, zu systematisieren und Entscheidungen umfassender zu informieren. In Deweys Begrifflichkeiten geht es letztlich darum, eine weitsichtigeres, intelligenteres politisch-gesellschaftliches Handeln im Bereich der Fluggastkontrollen zu ermöglichen mit Blick auf die rückversichernde Frage, ob wir wirklich eine Gesellschaft sein wollen, die Kontrollprozesse in dieser Form umsetzt.

Aus diesen metaethischen Überlegungen heraus schließen sich, so wurde in Abschnitt 1.1.2 deutlich, direkt einige Fragen nach der Demokratieverträglichkeit (2) an. Die konkrete Rolle der ethischen Kartographie im politischen Deliberations- und Entscheidungsprozess und ihre Eignung für demokratische Gesellschaften wird dabei einer kritischen Betrachtung bedürftig. In den oben dargestellten technikphilosophischen Debatten wurde deutlich, dass die ethische Expertise weder die Rolle eines neutralen und objektiven ‚Problemlösers‘ für po-

⁴⁷ Hierzu passt auch eine weitere Metapher aus dem Umfeld des amerikanischen Pragmatismus, welche theoretische Ansätze als „Urteilen auf Vorrat“ bezeichnet (JAMES 1975: 165–166; 186 Anmerkung 2).

litische Entscheidungsprozesse übernehmen, noch in der vermeintlich demokratiefreundlicheren Abfrage von je individuellen Wertungen aufgehen kann. Ersteres würde an legitimatorischen Erfordernissen scheitern (Technokratieproblem), letzteres an der fehlenden Durchdringung des Problembereichs und der dadurch ausbleibenden politischen Meinungsbildung zu anstehenden Entscheidungen (Reflexionsproblem). Statt dessen fasst der derzeitige Stand der TA-Debatte ethische Expertise derart, dass sie auf einen problemorientierten gesellschaftlichen Lernprozess abzielt, der letztlich auch auf eine sich in der Öffentlichkeit vollziehende hermeneutische Selbstverständigung über die eigenen Absichten und über die Konsequenzen politischer Entscheidungen hinausläuft.

Dewey beschäftigt sich an einigen Stellen explizit mit dem Problem einer demokratieverträglichen Rolle philosophischer Expertise. Argumentativ rückt dabei sein Begriff einer demokratischen Öffentlichkeit ins Zentrum der Analyse. Deweys Hypothese ist dabei, dass Menschen in einer Gemeinschaft, die von den Folgen politischer Entscheidungen direkt oder indirekt betroffen sind – sei es positiv oder negativ – eine konkret benennbare Gruppe bilden, die Dewey (1984a: 257) ‚Die Öffentlichkeit‘ (*The Public*) nennt. In solchen Betroffenheitsöffentlichkeiten vollzieht sich gemeinschaftliches Problemerleben und aus ihnen heraus entwickelt Dewey (1984a: 257–259) in seiner Demokratietheorie auch seine Staatskonzeption. Wie Fesmire (2014: 152–156) ausführt fungiert der Begriff ‚Demokratie‘ mit diesem stark aufgeladenen Begriff der Öffentlichkeit in Deweys Philosophie als ein Ideal menschlichen Zusammenlebens, das gerade nicht in Mehrheitsentscheiden oder im Zusammenspiel institutioneller Arrangements aufgeht. Vielmehr beschreibt der Begriff eine Form menschlicher Gemeinschaft, in dem verschiedene Ansichten und Meinungen gleichberechtigt und offen zur Sprache gebracht, kritisiert und evaluiert werden können. Er zielt somit in fundamentaler Weise auf Multiperspektivität und die Entfaltung menschlichen Lernens durch gemeinschaftlich kommuniziertes Erleben (*conjoint communicated experience*) (DEWEY 1980: 93, 1982a: 186).

“The political heart of Dewey’s democratic ideal is inseparable from his theory of active, cooperative inquiry ... [A] decision-making process gains legitimacy and direction by openness and inclusion. In Dewey’s view democracy requires inclusive deliberation, not only in institutional and governmental decision-making, but also as an engaged everyday habit.” (FESMIRE 2014: 154–155)

Dewey ist sich freilich bewusst, dass existierende demokratische Systeme dieses Ideal nicht erfüllen können. Mehr noch, aufgrund der in seiner Zeit evident werdenden Wirkmächtigkeit von Massenmedien und politischer Propaganda sieht er derartige politische Öffentlichkeiten, in denen das demokratische Ideal als gemeinschaftliches Lernen gelebt wird, stark unter Bedrängnis (DEWEY 1984a: 304–324). Auch führt seiner Meinung nach der rasante technische Wandel seiner Zeit dazu, dass es de facto zwar vielfach neue Möglichkeiten zur Kommunikation gibt, sich durch die Kurzlebigkeit technischer Entwicklungen aber kein geteiltes

Vokabular über neuartige Probleme mehr etablieren kann – was letztlich bedeutet, dass die intellektuellen Werkzeuge zu deren Bearbeitung fehlen:

“There are those who lay the blame for all the evils of our lives on steam, electricity and machinery. It is always convenient to have a devil as well as a savior to bear the responsibilities of humanity. In reality, the trouble springs rather from the ideas and absence of ideas in connection with which technological factors operate ... Intellectual instrumentalities for the formation of an organized public are more inadequate than its overt means ... We have the physical tools of communication as never before. The thoughts and aspirations congruous with them are not communicated, and hence are not common. Without such communication the public will remain shadowy and formless, seeking spasmodically for itself, but seizing and holding its shadow rather than its substance ... Our Babel is not one of tongues but of the signs and symbols without which shared experience is impossible.” (DEWEY 1984a: 323–324)

Wie Dewey herausarbeitet, gründet dieses verbreitete Problem moderner Demokratien darin, dass sie im Grunde für die Legitimierung politischer Entscheidungen durch demokratische Prozesse ein „omnikompetentes Individuum“ (*omni-competent individual*) voraussetzen. Das heißt, die politische Legitimation impliziert in modernen Demokratien ein Individuum, das kompetent darin ist, politische Programme einzuordnen und deren Resultate richtig zu beurteilen, das zudem kompetent darin ist, sich in politischen Entscheidungssituationen die eigenen Interessen und Meinungen zu vergegenwärtigen und diese strategisch auch gegen Widerstände durchzusetzen (DEWEY 1984a: 334). Insofern kann das sporadische Abfragen der ‚öffentlichen Meinung‘ die legitimierende Funktion, die ihm bisweilen zugedacht wird, letztlich auch nicht erfüllen, solange politische Öffentlichkeiten in einer bloß oberflächlichen Beschäftigung mit den jeweils gerade drängendsten Problemen verhaftet bleiben (DEWEY 1984a: 246).

Deweys Analyse der politischen Herausforderungen durch massendemokratische Entwicklungen, sein funktionaler Rückgriff auf einen stark idealisierten Begriff der Öffentlichkeit, wie auch sein Hinweis auf das Fehlen adäquater Institutionen zur Ermöglichung gesellschaftlichen Lernens im Sinne kommunikativ hervorgebrachter Sinnstrukturen erinnern an vielen Stellen an Arendts (2003) politische Theorie. Wie sie bleibt auch Dewey eine Antwort auf die Frage nach besseren demokratischen Instrumenten, das heißt nach adäquateren Institutionen zur politischen Meinungsbildung, letztlich schuldig. Ich werde auf diese Aspekte in dieser Arbeit nicht genauer eingehen und insofern auch keine eingehendere Betrachtung von Deweys politischer Philosophie leisten können. Für die Frage nach der Rolle der ethischen Expertise im politischen Prozess ergeben sich aus den dargestellten Argumenten heraus jedoch einige wichtige Überlegungen, mit denen sich gut an den aktuellen Stand der Debatte zur Demokratieverträglichkeit in der Technikfolgenforschung anschließen lässt.

Sehen wir von der offen gebliebenen, zuvorderst aber auch demokratietheoretischen Frage nach adäquaten politischen Institutionen ab, so kommt der ethischen Expertise bei Dewey eine die politische Meinungsbildung in der Öffent-

lichkeit unterstützende Rolle zu. Ganz im Sinne der neueren Technikfolgenforschung ist der Ausgangspunkt dabei *ein in der Öffentlichkeit konkret erlebtes politisches Entscheidungsproblem im Hinblick auf technisches Handeln* – etwa hinsichtlich der Organisation und Implementierung von Prozessen der Fluggastkontrolle. Wie Dewey (1984a: 347) ausführt, fehlt es hierbei an intellektuellen Werkzeugen, um die konkreten Implikationen neuartiger Technologien und politischer Entscheidungen situationsgerecht verstehen zu können. Noch vor der Bearbeitung der eigentlichen Wertungskonflikte bedarf es daher zumeist auch einer Aufarbeitung dessen, was die zur Disposition stehenden Technologien leisten können und gemäß welchen habitualisierten Handlungsmustern diese eingesetzt werden. Diese Aufarbeitung technischen Handelns und die Vertiefung des Verständnisses der dabei gesellschaftlich relevanten, pluralistischen Wertkonflikte vollzieht sich für Dewey im hermeneutischen Sinne als eine Bewegung vom Bekannten hin zum Neuen. So betont er etwa, die Bedeutung der aktuellen technischen Entwicklungen erschließe sich insbesondere auch in geschichtlichen Zusammenhängen – und dies sei über eine bloße Darstellung von ‚Neuigkeiten‘ und ‚Sensationen‘ in den Massenmedien gerade nicht zu leisten (DEWEY 1984a: 347).

Hierin konkretisiert sich die konstruktive Rolle, welche ethische Expertise im Sinne Deweys im politischen Entscheidungsprozess spielen kann. Ganz explizit setzt er dieses Bild eines vermittelnden, der politischen Öffentlichkeit zugewandten und deren Entscheidungsprobleme aufarbeitenden Experten dem platonischen Bild der Philosophenkönige entgegen, die das technische Zeitalter wohl ohnehin eher in den Technikern denn in den Philosophen suchen würde (DEWEY 1984a: 363). Als konkrete Alternative zu technokratischen Lösungen konzipiert Dewey den Experten dahingehend, dass dieser zwar nicht zwingend die Fähigkeit zur umfassenden ethischen und technischen *Nachforschung* zu vermitteln vermag, wohl aber die Fähigkeit dazu, sich Nachrichten zu technischen Neuigkeiten und politischen Programmen verständlich zu machen:

“The man who wears the shoe knows best that it pinches and where it pinches, even if the expert shoemaker is the best judge of how the trouble is to be remedied ... Inquiry, indeed, is a work which devolves upon experts ... It is not necessary that the many should have the knowledge and skill to carry on the needed investigations; what is required is that they have the ability to judge of the bearing of the knowledge supplied by others upon common concerns.” (DEWEY 1984a: 364–365)

Eine moralpragmatisch argumentierende Technikbewertung greift somit den Impuls auf, Analysen von Betroffenheitsöffentlichkeiten her zu entwickeln. Sie geht aus von konkreten gesellschaftlichen Entscheidungsproblemen in ihrer Multiperspektivität, sowie von den zugrundeliegenden Wertungen in technischen, sozialen und historischen Zusammenhängen. Und zugleich zielt sie darauf ab, diese auch wieder zurückzubinden an eine konkret benennbare politische Öffentlichkeit im Sinne eines gesellschaftlichen Lernprozesses. In der Darstellung der Zusammenhänge liegt ein wesentlicher Teil der Aufgabe des moralpragmatischen

Kartographierens. Mit Dewey lässt sich somit an Stimmen in der deutschsprachigen TA-Debatte anschließen, die versuchen, stärker auf hermeneutische Ansätze zurückzugreifen und sich kritisch gegen die These wenden, TA müsse aus Gründen der Demokratieverträglichkeit notwendig Akzeptanzerhebungen und ähnliche Methoden inkorporieren.

Die Metapher des Kartographierens macht dabei deutlich, dass eine moralpragmatisch argumentierende Technikbewertung nicht anstreben kann, eine Art Abbild habituellen technischen Handelns und gesellschaftlicher Wertungskonflikte zu bieten. Eine Karte ist letztlich eine zweckgebundene Re-Konstruktion. Gemäß dem pragmatischen Prinzip erweist sich eine angebotene Rekonstruktion anhand der in ihr dargestellten Verhältnisse als tauglich oder untauglich. Gleichzeitig erweist sich die Tauglichkeit aber immer auf einen bestimmten Zweck hin: Unterschiedliche Absichten erfordern unterschiedliche Karten, selbst wenn es sich um das gleiche Anwendungsgebiet handelt. Zugleich sind Klarheit und Eindeutigkeit Qualitätsmerkmale, ohne welche Karten ihre Orientierungsfunktion niemals einlösen könnten. Auch müssen Karten anpassbar sein, denn es werden sich fast immer Fälle ergeben, in denen sich die Darstellungen später dann doch als irreführend erweisen.

Dass eine solche hermeneutisch operierende Selbstverständigung an politische Öffentlichkeiten rückgebunden sein soll, darf nicht dahingehend missverstanden werden, dass sie auf eine für alle Bildungshintergründe aufbereitete, stark vereinfachte oder massenmedial verbreitbare Form hinauslaufen müsste. Moralpragmatische Expertise muss zunächst der Komplexität ihres Gegenstandsbereichs gerecht werden. Eine möglichst auch für die breitere interessierte Öffentlichkeit zugängliche Darstellung ist ganz sicher wünschenswert, verweist letzten Endes aber auch zurück auf die offen gebliebene Frage nach adäquateren Institutionen zur politischen Meinungsbildung. Dennoch ergibt sich aus der Rückbindung an die Öffentlichkeit, dass sich moralpragmatische Expertise immer auch am Ideal begrifflicher Klarheit und Eindeutigkeit messen lassen muss – was insbesondere auch das Bemühen darum impliziert, die eigene Wissenschaftssprache möglichst transparent und zugänglich zu gestalten. Von Alltagssprachlichkeit wird wissenschaftliche Theoriebildung sicher schon allein aufgrund der Forderung nach Eindeutigkeit immer recht weit entfernt bleiben, doch zeichnet sich hier ein im Moralpragmatismus angelegtes Spannungsverhältnis zwischen Wissenschafts- und Alltagssprache ab, bei dem sich Expertise nie nur an ein hoch spezialisiertes Fachpublikum richten sollte. Dies wird auch an Deweys Schreibstil deutlich, mit dem er sich einer breiteren Leserschaft öffnen wollte und der von zeitgenössischen Kollegen bisweilen als zu alltagsprachlich kritisiert wurde (HICKMAN 1990: 5).

Die Rückbindung moralpragmatischer Expertise an politische Öffentlichkeiten zielt außerdem fundamental auf deren *Veröffentlichung* ab. Hierin deckt sie sich einerseits mit den gängigen Wissenschaftsprinzipien, wie auch andererseits mit einem TA-Verständnis als Politik- und Gesellschaftsberatung. Gerade für Ar-

beiten im Bereich der öffentlichen Sicherheit ist dies leider nicht immer selbstverständlich, denn immer öfter werden Forschungsergebnisse in Teilen oder in Gänze als vertraulich oder geheim eingestuft. Dies wird insbesondere auch in Abschnitt 2.3 deutlich werden, ich werde hierauf aber im Laufe der Arbeit an verschiedenen Stellen zu sprechen kommen.

Neben diesen demokratietheoretischen Überlegungen erlaubt es der Moralpragmatismus zudem, auch methodisch-epistemische Vorgaben zu formulieren, welche jene Herausforderungen der empirischen Adäquatheit (3) produktiv aufgreifen, die sich in der aktuellen TA-Debatte herauskristallisiert haben. Die Tauglichkeit der Ergebnisse einer moralpragmatisch argumentierenden Technikbewertung, wie ich sie in dieser Arbeit mit Blick auf Prozesse der Fluggastkontrollen vorstellen möchte, muss sich demnach erweisen können, das heißt aus den Darstellungen der nächsten Kapitel heraus müssen sich wiederlegbare handlungsrelevante Konsequenzen formulieren lassen. Zudem müssen, trotz der im Kern hermeneutischen Aufgabe, bestimmte Elemente des in dieser Arbeit zu entwickelnden Bewertungsansatzes operationalisierbar sein, sie müssen also durch Andere in ähnlicher Weise repliziert werden können.

Wie jede andere moralische Reflexion, so basieren intelligente politische Entscheidungen dabei im Kern auf *Vergleichen*. Wie Dewey betont, bestehen politische Entscheidungskonflikte in sich gegenseitig ausschließenden Optionen des Handelns, weshalb sich auch intelligentes gemeinschaftliches Handeln *deliberativ vergleichend* vollzieht:

“All intelligent political criticism is comparative. It deals not with all-or-none situations, but with practical alternatives; an absolutistic indiscriminate attitude, whether in praise or blame, testifies to the heat of feeling rather than the light of thought.” (DEWEY 1984a: 304)

Der in dieser Arbeit entwickelte Bewertungsansatz muss dies berücksichtigen können. Das dabei aufscheinende Problem, dass die impliziten Konsequenzen von Handlungsoptionen zum Teil nur unzureichend erkannt werden können, ist Dewey durchaus bewusst (ELDRIDGE 1998: 186). Für seinen Moralpragmatismus gilt aber letztlich dasselbe, was sich bereits in meiner Besprechung der TA-Debatte insgesamt in Abschnitt 1.1.2 ergeben hat, nämlich dass je schlechter und ungewisser die *Technikprognosen* sind, das heißt je neuer und unbekannter die Technik und die Einsatzgebiete sind, desto problematischer sich auch die Beratungsangebote einer TA erweisen werden. Wie sich in Abschnitt 2.2 jedoch noch genauer herausstellen wird, ist der Bereich der Gewährleistung öffentlicher Sicherheit durch Fluggastkontrollen allen Entwicklungen der letzten Jahre zum Trotz ein vergleichsweise konservatives Feld technischen Handelns – was bedeutet, dass neue Technologien und Prozesse zumeist lange Zeit diskutiert und erprobt werden, bevor sie in ebenfalls recht stabile Abläufe integriert werden.

Anhand der ausgeführten Argumente erweist sich Deweys Moralpragmatismus für die deutschsprachige TA-Debatte als äußerst produktiver Ansatz. Zum einen

lassen sich durch ihn je situativ verortete pluralistische Wertungen adäquat berücksichtigen und in ein demokratietheoretisches Konzept der Politik- und Gesellschaftsberatung einbinden. Zugleich lassen sich Ansätze durchgängig epistemisch begründen, ohne dabei auf einen derzeit als unhaltbar betrachteten metaethischen Fundamentalismus zurückgreifen zu müssen. Der an die deutschsprachige TA-Debatte überaus gut anschließbare kontextualistische, hermeneutisch auszurichtende Ansatz integriert dabei Technikfolgen produktiv als handlungsrelevante Konsequenzen. Über diese kann man Dewey folgend die Forderung nach epistemologisch revidierbaren Positionen erfüllen, ohne wertrelativistisch argumentieren zu müssen. Wie überzeugend sich diese verschiedenen Herausforderungen für den Gegenstand dieser Arbeit – die politische Entscheidung über die Ausgestaltung und Implementierung von Fluggastkontrollen – konkret einlösen lassen, wird sich freilich in den nächsten Kapiteln erst erweisen müssen. Zunächst soll aber noch reflektiert werden, welche Vorgriffe für die Argumentation durch den Rückgriff auf Deweys Moralpragmatismus gemacht werden.

1.3.3 Methodische Vorentscheidungen und Vorannahmen

Die dargelegte Offenheit für und Anschlussfähigkeit an verschiedene Positionen der Ethik und Technikphilosophie ist eine der großen Stärken von Deweys Moralpragmatismus. Dennoch impliziert dieser – wie jeder andere philosophische Ansatz auch – eine Reihe von Vorannahmen und methodischen Vorentscheidungen. Darin besteht zumindest potentiell immer auch ein praktisches Problem für die Theoriebildung einer angewandten Ethik. Wie Zichy ausführt ist dies insofern relevant,

„als die unterschiedlichen Theorien in Bezug auf die konkrete moralische Fragestellung, die es zu lösen gilt, mit unterschiedlichen Antworten aufwarten und daher in Konflikt miteinander geraten. Damit aber werden die Theorien zum Bestandteil eben des Problems, das sie lösen sollen, denn das Problem besteht ja unter anderem gerade darin, dass es einen Konflikt in Bezug auf die Frage gibt, wie es am besten zu lösen sei. Die Möglichkeit dieses performativen Widerspruchs muss jeder anwendungsorientierte ethische Ansatz reflektieren und theoretisch einholen.“ (ZICHY 2008: 98)

Mit Blick auf die Debatten der Sicherheitsforschung dürfte hierbei eine der wichtigsten Vorentscheidungen darin liegen, gesellschaftspolitische Konflikte um Fluggastkontrollen nicht als Ordnungsproblem, sondern als gesellschaftliches Entscheidungsproblem zu begreifen, das als Motivation für gesellschaftliche Reflexions- und (idealerweise) Lernprozesse begriffen wird. Durch diese Positionierung unterscheidet sich meine Arbeit deutlich von einem sozialwissenschaftlich geprägten Theoriezweig, der sich – bei aller nicht zu unterschätzenden Diversität – grob unter der Bezeichnung Surveillance Studies versammeln lässt. Unter Rückgriff auf Denker wie Foucault und Deleuze wird Sicherheitshandeln dabei vornehmlich diskurstheoretisch betrachtet und der Blick auf implizite und explizite Herrschafts- bzw. Machtstrukturen gelenkt. Deutlich wird der konzeptionel-

le Unterschied meiner Arbeit zu vielen Arbeiten dieses Bereichs insbesondere darin, dass Foucault in dem Teil seines Werkes, auf den sich diese Theorien vornehmlich stützen, explizit von solchen offenen Lernprozessen absehen und sich statt dessen in einer axiomatischen Gegenrolle positionieren möchte:

„Vielleicht kann die Philosophie noch eine Rolle auf der Seite der Gegen-Macht spielen, unter der Bedingung, dass die Philosophie aufhört, sich entweder als Pädagogik oder als Gesetzgebung zu denken, und sie es sich zur Aufgabe macht, die Strategien der Gegner innerhalb der Machtbeziehungen, die angewandten Praktiken, die Widerstandsherde zu analysieren, zu erhellen, sichtbar zu machen und folglich die Kämpfe zu intensivieren, die sich um die Macht herum abspielen, indem die Philosophie aufhört, die Frage der Macht in Begriffen von Gut und Böse zu stellen, sondern vielmehr im Begriff der Existenz.“ (FOUCAULT 2014: 537)

Zwar sollte man die grundsätzlichen theoretischen Unterschiede zwischen Foucault und Dewey auch nicht überbetonen – in Kapitel 2 werde ich durchaus auch unter Rückgriff auf Foucaults Analysen bestimmte Aspekte des technischen Handelns bei Fluggastkontrollen beleuchten. Allerdings muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass in den Surveillance Studies aufgrund des Ausgangs von begrifflichen Konzepten wie dem ‚Panopticon‘ oder der ‚Kontrollgesellschaft‘ die Vorentscheidung getroffen wird, von einer *ordnungskritischen* Position aus auf Sicherheitshandeln zu blicken.⁴⁸ Dadurch ergibt sich innerhalb der Surveillance Studies einerseits eine große Einheitlichkeit dahingehend, dass die Implementierung von Fluggastkontrollen zunächst und zumeist als grundsätzlich problematisch weil ordnungsstabilisierend betrachtet wird. Zugleich kann man durch die kritisch-analytische Stoßrichtung aus dieser Position heraus aber auch kaum Werkzeuge zur normativen Abwägung entwickeln. Als wertbezogenes, gesellschaftliches und politisches Entscheidungsproblem *in seiner Offenheit* tauchen Fluggastkontrollen deshalb – wenn überhaupt – zumeist nur am Rande auf. Gängig ist vielmehr, Sicherheitsmaßnahmen als „Phänomen der Schaffung, Steuerung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung“ zu begreifen (ZURAWSKI 2015: 25).

Damit folgen weite Teile der Surveillance Studies einem Selbstverständnis reflexiver Forschung, deren Aufgabe Heinz Steinert für die Sozialwissenschaften darin formuliert, das in den Selbstverständlichkeiten der Ordnung Ausgeschlossene hervorzuheben:

„Damit findet man sich als Sozialwissenschaftler auf der Seite der Verlierer, der Abweicher, der Außenseiter, der Ausgeschlossenen, der strukturellen wie der historischen. Die herrschenden Ordnungen und ihre Selbstverständlichkeiten sorgen für sich selbst. Wir sind für den Widerspruch zuständig.“ (STEINERT 1998: 27)

Meine eigene Arbeit positioniert sich sicher nicht *diametral entgegen* dieser Form der reflexiven Forschung, doch sie versteht die Reflexion derartiger Selbstverständlichkeiten eben aus einer politischen Entscheidungssituation heraus. Die Einbindung strukturell wie historisch ausgeschlossener Personen und Positionen

⁴⁸ Siehe hierzu auch Abschnitte 2.2.4 sowie den Exkurs in 2.3.2.

zielt hierbei auf eine aufgeklärte, aber grundsätzlich offene Entscheidungsfindung ab, nicht aber auf eine politisch parteinehmende Gegenrolle. Für den theoretischen Zugriff auf Prozesse zur Fluggastkontrolle werde ich daher im Laufe von Kapitel 2 einen eigenen Ansatz entwickeln – zumal es, wie ich in Abschnitt 2.2.4 herausarbeiten werde, auch theorieimmanent fragwürdig ist, ob sich die in den Surveillance Studies etablierten Begrifflichkeiten wirklich adäquat auf Techniken der Fluggastkontrollen anwenden lassen.

Eine weitere, damit zusammenhängende Vorentscheidung durch den Rückgriff auf Deweys Moralpragmatismus besteht zudem darin, dass meine Arbeit eher auf transparent konzeptualisierte und kommunizierte Reformvorhaben verweist, deren Absicht und Wirksamkeit immer wieder kritisch zu hinterfragen sind. Stark politisierte Kritik, die auf gesamtgesellschaftliche Revolutionen abzielt, ist Deweys Denken hingegen fremd – so hat er sich in seiner Auseinandersetzung mit marxistischen Denkern wie Trotzki immer wieder gegen das Festsetzen absoluter Ziele ausgesprochen (FESMIRE 2014: 160–164).

“The two quickly developed intellectual and moral respect for each other. But Trotsky was beholden to Marxist dogma regarding the invariable law of all social development, and his view that the sole means to the liberation of humanity is violent class struggle was *deduced* from this absolute social ‘law’ and *not* from wide survey of the situation and thoughtful forecast of consequences.” (FESMIRE 2014: 164)

Wie oben bereits angemerkt zieht Dewey dabei in seiner politischen Philosophie ganz ähnliche Schlüsse aus seinem fallibilistischen Ausgangspunkt, wie es auch Popper (2003a, 2003b) mit seinem Konzept der ‚offenen Gesellschaft‘ tut, in der die kritischen Fähigkeiten der Menschen freigesetzt und sich Reformvorhaben immer wieder schrittweise bewähren sollen.

Diese Vorbehalte gegenüber grundlegenden politischen Umwälzungen auf Seiten Deweys dürfen allerdings nicht mit einer Art Konservatismus verwechselt werden, welcher der Tradition gegenüber der Reform einen grundsätzlichen Vorrang einräumt und dem sich meine Arbeit dann ebenfalls verschreiben würde. Deweys Konzept politischer Öffentlichkeiten zielte letztlich auch auf eine grundlegende Transformation des amerikanischen Laissez-faire-Liberalismus seiner Zeit (FESMIRE 2014: 160–164). Doch ähnlich Gadamers Replik auf Habermas (MENDELSON 1979) ließe sich hinsichtlich Deweys Ideal der umfassenden Reflexion habitueller Denk- und Handlungsweisen formulieren, dass keineswegs ausgemacht sei, ob strukturelle Autorität und Traditionen grundsätzlich zurückgewiesen werden sollten. Kritische Reflexion kann gerade auch dazu führen, in den eigenen Überzeugungen bestärkt zu werden, politische Institutionen mit Nachdruck zu unterstützen oder traditionelle Bräuche bewusst wiederzubeleben. Damit wird deutlich, dass meine Arbeit weder darauf abzielen kann, die derzeitigen Praktiken der Fluggastkontrolle rundheraus abzulehnen, noch sie als unhintergehbare Institutionen vorzusetzen. Sie ordnet sich damit in ein politisch-theoretisches Spannungsfeld ein, das Nida-Rümelin für die angewandte Ethik folgendermaßen charakterisiert hat:

„Linke Ethikskepsis neigt ... zu einer soziologisch geprägten Sichtweise, die Rollen, Erwartungen und Motive, aber keine genuinen Handlungsgründe kennt, während konservative Ethikskepsis die Gefährdung des traditionellen Ethos durch Rationalisierung befürchtet. Angewandte Ethik ist, wie die Philosophie generell, ein Projekt der Aufklärung, und als solches muß es sich gegen diese irrationalistische Zangenbewegung behaupten.“ (NIDA-RÜMELIN 2005c: 69)

Wie in der Einleitung angekündigt, werde ich im folgenden Kapitel von einer Klärung des gesellschaftspolitischen Kontextes von Fluggastkontrollen ausgehen und dabei gewissermaßen die ‚Auswahl des Kartenabschnitts‘ für die beabsichtigte moralische Landkarte vollziehen. Fluggastkontrollen werde ich hierbei als ein Problem der staatlichen Gewährleistung öffentlicher Sicherheit fassen. Daran anschließend werde ich eine nähere Betrachtung der technischen und historischen Kontexte von Prozessen der Fluggastkontrolle. Ziel dieser Beschreibungen ist eine Rekonstruktion der wesentlichen, historisch gewachsenen Merkmale dieser Form technischen Handelns, wie auch eine Skizzierung wichtiger theoretischer Vorannahmen aus der entsprechenden Fachliteratur. Hierin sollen, um im Bild zu bleiben, erste Orientierungspunkte in der Karte deutlich werden, die gängigen Absichten und den sich darin niederschlagenden Denk- und Handlungsmustern zugrunde liegen. Die sich bereits deutlich abzeichnenden Überlegungen zum ‚Paradigmenwechsel‘ der risikobasierten Fluggastkontrollen werde ich ebenfalls aufarbeiten und so der Karte weitere Orientierungspunkte hinzufügen.

Es wird sich dabei bereits abzeichnen, inwiefern diese gängigen Denk- und Handlungsmuster des technischen Handelns bei Prozessen der Fluggastkontrolle gesellschaftspolitische Konflikte hervorgerufen haben. Insbesondere über Berichte aus den Medien werde ich dies auch empirisch hinterlegen. Die sich daraus ergebende Konfliktsituation über die insbesondere nicht-beabsichtigten und häufig ganz offensichtlich nicht ausreichend reflektierten Folgen fasse ich letztlich als moralische Situation im Sinne Deweys und versuche so, das dieser Position eigene ideologiekritische Potential zu entfalten. Das bedeutet, ich begreife die politische Entscheidungssituation über die Organisation und Implementierung von Fluggastkontrollen als gesellschaftliche Wertungskonflikte, die letztlich nicht vollständig aufgelöst werden können, weil nicht allen Wertungen gleichzeitig Rechnung getragen werden kann.

Im hierauf folgenden Kapitel 3 werde ich dann die so begonnene Karte um die relevanten Wertungsdimensionen erweitern, das heißt die in dieser moralischen Entscheidungssituation konfligierenden Wertungen identifizieren, systematisieren und inhaltlich über einen Rückgriff auf die relevante Forschungsliteratur und im Zuschnitt auf das in Kapitel 2 herausgearbeitete Handlungsfeld eingehender verständlich machen. In Kapitel 4 werde ich sodann auf dieser Grundlage ein operationalisiertes Framework zum bewertenden Vergleich von Fluggastkontrollen entwickeln.

